



NEPS WORKING PAPERS

Jan Wiescholek

FAMILIENFORMATION UND FAMILIENERWEITERUNG AUS DER PERSPEKTIVE VON FRAUEN, MÄNNERN UND PARTNERSCHAFTEN

NEPS Working Paper No. 52
Bamberg, Februar 2015

Working Papers of the German National Educational Panel Study (NEPS)

at the Leibniz Institute for Educational Trajectories (LifBi) at the University of Bamberg

The NEPS Working Papers publish articles, expertises, and findings related to the German National Educational Panel Study (NEPS).

The NEPS Working Papers are edited by a board of researchers representing the wide range of disciplines covered by NEPS. The series started in 2011.

Papers appear in this series as work in progress and may also appear elsewhere. They often represent preliminary studies and are circulated to encourage discussion. Citation of such a paper should account for its provisional character.

Any opinions expressed in this series are those of the author(s) and not those of the NEPS Consortium.

The NEPS Working Papers are available at

<https://www.neps-data.de/projektübersicht/publikationen/nepsworkingpapers>

Editorial Board:

Jutta Allmendinger, WZB Berlin

Cordula Artelt, University of Bamberg

Jürgen Baumert, MPIB Berlin

Hans-Peter Blossfeld, EUI Florence

Wilfried Bos, University of Dortmund

Claus H. Carstensen, University of Bamberg

Henriette Engelhardt-Wölfler, University of Bamberg

Frank Kalter, University of Mannheim

Corinna Kleinert, IAB Nürnberg

Eckhard Klieme, DIPF Frankfurt

Cornelia Kristen, University of Bamberg

Wolfgang Ludwig-Mayerhofer, University of Siegen

Thomas Martens, DIPF Frankfurt

Manfred Prenzel, TU Munich

Susanne Rässler, University of Bamberg

Marc Rittberger, DIPF Frankfurt

Hans-Günther Roßbach, LifBi

Hildegard Schaeper, DZHW Hannover

Thorsten Schneider, University of Leipzig

Heike Solga, WZB Berlin

Petra Stanat, IQB Berlin

Volker Stocké, University of Kassel

Olaf Struck, University of Bamberg

Ulrich Trautwein, University of Tübingen

Jutta von Maurice, LifBi

Sabine Weinert, University of Bamberg

Contact: German National Educational Panel Study (NEPS) – Leibniz Institute for Educational Trajectories – Wilhelmsplatz 3 – 96047 Bamberg – Germany – contact@lifbi.de

Familienformation und Familienerweiterung aus der Perspektive von Frauen, Männern und Partnerschaften

*Jan Wiescholek
Institut für Soziologie, Universität Leipzig*

E-Mail-Adresse des Autors:

jan.wiescholek@uni-leipzig.de

Bibliographische Angaben:

Wiescholek, J. (2015). Familienformation und Familienerweiterung aus der Perspektive von Frauen, Männern und Partnerschaften (NEPS Working Paper No. 52). Bamberg: Leibniz-Institut für Bildungsverläufe, Nationales Bildungspanel.

Die Arbeit basiert auf einer Abschlussarbeit zum selbigem Thema, welche von dem Verfasser an der Universität Leipzig zur Erlangung des akademischen Grades „Master of Arts, Soziologie“ angefertigt wurde.

Familienformation und Familienerweiterung aus der Perspektive von Frauen, Männern und Partnerschaften

Zusammenfassung

Die sozialwissenschaftliche Forschung richtet sich zur Erklärung fertilen Verhaltens bisher überwiegend nach Charakteristika von Frauen. Die vorliegende Arbeit setzt bei der Frage nach den Akteuren an und untersucht den Einfluss von Merkmalen der Bildung, Erwerbstätigkeit und Partnerschaft auf die Familiengründung und -erweiterung von Frauen, Männern und Partnerschaften. Die *Neue Haushaltsökonomie* betrachtet Fertilitätsentscheidungen als Abwägung von Kosten und Nutzen eines (weiteren) Kindes und wird u. a. aufgrund der Annahme einer einmaligen Entscheidungssituation und Maximierung des Haushaltsnutzens kritisiert. Der verhandlungstheoretische Ansatz behandelt Fertilitätsentscheidungen als einen auf Macht und Ressourcen beruhenden (wiederkehrenden) Verhandlungsprozess zwischen den Partnern. Als Datenbasis wird die Erwachsenstartkohorte des *Nationalen Bildungspanels* genutzt. Mit Hilfe der Ereignisdatenanalyse werden die Übergänge zu den ersten drei Kindern von Personen und Partnerschaften aus Ost- und Westdeutschland, die zwischen 1944 und 1981 geboren wurden, untersucht. Die empirischen Befunde verweisen zum einen auf eine differenzierte Wirkung der Determinanten auf die Familiengründung und -erweiterung und zum anderen auf starke Gemeinsamkeiten zwischen Frauen, Männern und Partnerschaften. Hinsichtlich der abgeleiteten Hypothesen kann nur von einer teilweisen Bestätigung der Überlegungen aus der *Neuen Haushaltsökonomie* und dem verhandlungstheoretischen Ansatz gesprochen werden.

Schlagworte

Familiengründung, Familienerweiterung, Bildung, Erwerbstätigkeit, Partnerschaft, Ereignisdatenanalyse

Abstract

Before now, the majority of social research on fertility behavior has primarily focused on women's characteristics. This study, however, assesses the perspective of the actors and analyses the influence of education, occupation, and partnership on family formation and family expansion in women, men, and partnerships. *New Home Economics* conceives of fertility decisions as a trade-off. It has been criticized because it posits a singular moment of decision making and a maximization of benefit to the household. The bargaining approach considers fertility decisions as recurring bargaining processes based on power and resources of the actors. Drawing on event history methods as well as on data of Starting Cohort Adults of the National Educational Panel Study, the transition to first, second, and third parenthood of persons and partnerships from West and East Germany born between 1944 and 1981 is analyzed. On the one hand, the empirical results show differing effects of the determinants on family formation and family expansion. On the other hand, there are strong similarities between women, men, and partnerships. Regarding the hypotheses derived from *New Home Economics* and the bargaining approach, only little empirical confirmation can be found.

Keywords

family formation and expansion, education, occupation, partnership, event history analysis

Inhaltsverzeichnis

Tabellenverzeichnis	4
Abbildungsverzeichnis.....	4
1. Einleitung.....	5
2. Theorie.....	7
2.1 Ökonomische Theorie der Fertilität	8
2.1.1 Ökonomische Theorie der Fertilität nach der <i>Neuen Haushaltsökonomie</i>	9
2.1.2 Kritik an der ökonomischen Theorie der Fertilität	13
2.2 Verhandlungstheoretische Ansätze.....	16
2.2.1 Verhandlungstheoretischer Ansatz nach Ott	17
2.2.2 Kritik am verhandlungstheoretischen Ansatz nach Ott	22
3. Gesellschaftliche Rahmenbedingungen des fertilen Verhaltens und Hypothesenableitung....	23
3.1 Bildung	25
3.1.1 Bildungsexpansion.....	25
3.1.2 Hypothesenableitung zum Einfluss von Bildung auf die Familiengründung und Familienerweiterung.....	28
3.2 Erwerbstätigkeit.....	31
3.2.1 Veränderung der Erwerbstätigkeits- und Beschäftigungsformen.....	31
3.2.2 Hypothesenableitung zum Einfluss von Erwerbstätigkeit auf die Familiengründung und Familienerweiterung	33
3.3 Partnerschaft	35
3.3.1 Partnerschaftswandel.....	35
3.3.2 Hypothesenableitung zum Einfluss von Partnerschaftscharakteristika auf die Familiengründung und Familienerweiterung	37
4. Daten und Methoden	39
4.1 Datenbasis – National Educational Panel Study.....	39
4.2 Methoden der Ereignisdatenanalyse	44
4.3 Operationalisierung	45
5. Empirische Befunde des Übergangs zum ersten, zweiten und dritten Kind.....	49
5.1 Deskriptive Ergebnisse.....	49
5.1.1 Frauen und Männer.....	50
5.1.2 Partnerschaften	55
5.2 Multivariate Ergebnisse	60
5.2.1 Frauen und Männer.....	60
5.2.2 Partnerschaften	68
5.2.3 Zusammenfassung der multivariaten empirischen Befunde	77
6. Diskussion.....	80
Literatur	84
Anhang.....	92

Tabellenverzeichnis

Tabelle 1:	Hypothesen.....	38
Tabelle 2:	Ausschluss von Fehlwerten und Stichprobenzuschnitt	41
Tabelle 3:	Beschreibung der analysfähigen Stichproben	42
Tabelle 4:	Operationalisierung der unabhängigen Kovariablen	46
Tabelle 5:	Piecewise-Constant-Exponentialmodelle des Übergangs zum ersten Kind von Frauen und Männern.....	61
Tabelle 6:	Piecewise-Constant-Exponentialmodelle des Übergangs zum zweiten Kind von Frauen und Männern.....	64
Tabelle 7:	Piecewise-Constant-Exponentialmodelle des Übergangs zum dritten Kind von Frauen und Männern.....	67
Tabelle 8:	Piecewise-Constant-Exponentialmodelle des Übergangs zum ersten Kind von Partnerschaften	69
Tabelle 9:	Piecewise-Constant-Exponentialmodelle des Übergangs zum zweiten Kind von Partnerschaften	72
Tabelle 10:	Piecewise-Constant-Exponentialmodelle des Übergangs zum dritten Kind von Partnerschaften	76
Tabelle 11:	Hypothesen und empirische Befunde des Übergangs zum ersten, zweiten und dritten Kind.....	78
Tabelle 12:	Piecewise-Constant-Exponentialmodelle des Übergangs zum ersten Kind von Partnerschaften ohne Merkmale des Partners	92
Tabelle 13:	Piecewise-Constant-Exponentialmodelle des Übergangs zum zweiten Kind von Partnerschaften ohne Merkmale des Partners	93

Abbildungsverzeichnis

Abbildung 1:	Kooperatives Verhandlungsspiel mit Nash-Gleichgewichtslösung.....	18
Abbildung 2:	Fertilitätsentscheidung als Gefangenendilemma	20
Abbildung 3:	Stichprobenentwicklung NEPS – Startkohorte 6	40
Abbildung 4:	Kaplan-Meier-Schätzungen des Übergangs zum ersten Kind von Frauen und Männern	51
Abbildung 5:	Kaplan-Meier-Schätzungen des Übergangs zum zweiten Kind von Frauen und Männern	53
Abbildung 6:	Kaplan-Meier-Schätzungen des Übergangs zum dritten Kind von Frauen und Männern	54
Abbildung 7:	Kaplan-Meier-Schätzungen des Übergangs zum ersten Kind von Partnerschaften	56
Abbildung 8:	Kaplan-Meier-Schätzungen des Übergangs zum zweiten Kind von Partnerschaften	58
Abbildung 9:	Kaplan-Meier-Schätzungen des Übergangs zum dritten Kind von Partnerschaften	59

1. Einleitung

Seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert ist für Deutschland im Langzeittrend ein Rückgang der Fertilität sowohl aus der Perspektive von Kalenderjahren als auch aus der Perspektive von Geburtsjahrgängen zu verzeichnen. Auch das Alter bei Erst-, Zweit-, und Drittgeburt sowie die Kinderlosigkeit nimmt für Frauen, die seit den 1940er Jahren geboren wurden, kontinuierlich zu (vgl. u. a. Pötzsch & Sommer, 2009; Statistisches Bundesamt, 2008, 2009).¹ Die Abnahme der Fertilität und die dahinterstehenden Veränderungen fertiler Verhaltensweisen sind dabei nicht als losgelöste Prozesse zu sehen, sondern stehen in Wechselbeziehungen zum Wandel gesellschaftlicher Strukturen.

In der bisherigen sozialwissenschaftlichen Forschung zu den Prozessen der Familiengründung und -erweiterung standen die Merkmale von Frauen im Mittelpunkt. Als wesentliche Erklärungsfaktoren der niedrigen Fertilität wurden unter anderen gestiegene Bildungsqualifikationen, Orientierung zur Erwerbstätigkeit, ökonomische Unabhängigkeit und ein verändertes Geschlechterrollenverständnis von Frauen angebracht (Bauer & Jacob, 2010, S. 32). Die Erkenntnislage zu Männern ist hingegen rar. Es liegt wesentlich weniger wissenschaftlich fundiertes Wissen zum fertilen Verhalten von Männern als von Frauen vor. Diese – auf Frauen zentrierte – Perspektive wird verschieden begründet.

Erstens wird darauf verwiesen, dass die gesellschaftlichen Wandlungsprozesse, von denen angenommen wird, dass sie in Verbindung zu den Veränderungen der Fertilität stehen, wie Bildungsexpansion und gestiegene Erwerbstätigkeit, zum größten Teil auf Frauen wirken und somit Merkmale von Frauen zur Erklärung des fertilen Verhaltens genügen (Pavetic, 2009, S. 10–11). Die wenigen Studien zur Familiengründung und -erweiterung von Männern verweisen allerdings darauf, dass sich auch für Männer die individuellen Bedingungen durch die Prozesse des sozialen Wandels verändert haben und das fertile Verhalten beeinflussen (Pavetic, 2009, S. 10–11; vgl. Klein, 2005; Schmitt & Winkelmann, 2005; Tölke, 2005; Tölke & Diewald, 2003).

Zweitens findet sich die biologische Tatsache, dass nur Frauen schwanger werden können, Kinder gebären und stillen, in der sozialwissenschaftlichen Forschung wieder, indem den Vätern „kein eigenständiger und direkter Bezug zum Kind zugesprochen, sondern die Verbindung zum Kind als über die Mutter vermittelt betrachtet [wird]“ (Hank & Tölke, 2005, S. 7–8). Die Entscheidung zur Familiengründung und -erweiterung sowie die zeitliche Ausgestaltung wird damit den Frauen zugeschrieben (Hank & Tölke, 2005, S. 7–8).

Drittens gab es für einen langen Zeitraum nur wenige empirische Datenquellen, in denen zuverlässige Daten über das fertile Verhalten von Männern erhoben wurden. In der amtlichen Statistik werden Daten über das männliche Geburtenverhalten nicht erfasst (Hank & Tölke, 2005, S. 7–8). Damit beziehen sich alle demographischen Indikatoren auf Frauen. Männer finden keine oder kaum Beachtung (Klein, 2005, S. 76). In sozialwissenschaftlichen Surveys hat sich die Datenlage in Bezug auf Männer hingegen deutlich verbessert.

Viertens wird die Beschränkung auf Merkmale der Frau durch Partnerwahlprozesse begründet. Diese sind geprägt durch das Streben nach einem hohen Grad an Homogamie

¹ Für eine ausführliche Beschreibung der Geburtenentwicklung der Geburtskohorten ab 1930 bis 1980 in Deutschland, differenziert nach Ost- und Westdeutschland, nach durchschnittlicher (endgültiger) Kinderzahl, paritätsspezifischer Verteilung der Kinderzahl sowie Timing und Spacing (Alter der Mutter bei Geburt und Geburtenabstand), als auch für eine Darstellung von Gegebenheiten und Beschränkungen diesbezüglicher Datenquellen und Fertilitätsmaße sei auf Wiescholek (2014, S. 7-16) verwiesen.

zwischen den Partnern. Personen suchen nach Partnern mit gleichen Werten und verwandten Lebensstil, die bei Personen mit ähnlichem Lebenslauf meist eine große Übereinstimmung finden. Ein hoher Grad an Homogamie impliziert damit eine große Überschneidung der sozialen Merkmale der Partner, womit eine Betrachtung von Merkmalen beider Partner redundant erscheint (Corijn, Liefbroer & De Jong Gierveld, 1996, S. 117).

Seit jeher wurde die Untersuchung des Geburtenverhaltens auf Individuen bezogen (Eckhard, 2010, S. 1). Die Fertilitätsforschung geht dabei vom Bestehen stabiler Partnerschaften aus. So blieben die Fragen, ob und in welchem Umfang ein Wandel partnerschaftsspezifischer Bedingungen auf das fertile Verhalten wirkt, weitgehend unerforscht und wurden nur ansatzweise aufgegriffen (Eckhard, 2010, S. 112; vgl. Klein, 2003).

Fertilitätsentscheidungen sind allerdings nicht als vorwiegend individuelle Entscheidungen anzusehen, sondern werden im Kontext von Partnerschaften und somit als Aushandlungsprozesse der Akteure einer Partnerschaft gemeinsam getroffen (Bauer & Jacob, 2010, S. 32–33; Pavetic, 2009, S. 9–10). Dies macht deutlich, warum die Individualperspektive zur Erklärung fertilen Verhaltens zu kurz greift (Pavetic, 2009, S. 9–10) und sowohl Merkmale beider Partner als auch der Partnerschaft an sich berücksichtigt werden sollten.

Die wenigen Studien, die auf der Partnerschaftsebene angesiedelt sind und zum einen partnerschaftsbezogene Merkmale, d. h. Kontextmerkmale der Partnerschaft, berücksichtigen und zum anderen simultan Merkmale beider Partner in Zusammenhang mit der Partnerschaft betrachten, weisen darauf hin, dass diese Merkmale zur Erklärung des Geburtenverhaltens beitragen (Pavetic, 2009, S. 11). Forschungsergebnisse zeigen, dass sowohl Merkmale beider Partner (vgl. Bauer & Jacob, 2010; Kohlmann & Kopp, 1997; Klein, 2003; Gebel & Giesecke, 2009), partnerschaftsbezogene Merkmale (vgl. Eckhard, 2010; Klein, 2003) sowie Partnerwahl- und Paarbildungsprozesse (Klein, 2003; vgl. Eckhard, 2006, 2010) das Geburtenverhalten beeinflussen.

Bei der Frage nach den Akteuren setzt die vorliegende Arbeit an und untersucht das fertile Verhalten nicht nur aus der Perspektive von Frauen, sondern auch von Männern und Partnerschaften. Als forschungsleitend wird die nachstehende Frage verfolgt: *Welchen Einfluss haben Merkmale der Bildung, Erwerbstätigkeit und Partnerschaft auf die Familiengründung und -erweiterung von Frauen, Männern und Partnerschaften in Deutschland?* Die Untersuchung bezieht sich auf Geburtskohorten, da letztlich nur deren Analyse geeignet ist, sozialen Wandel adäquat abzubilden (Kopp, 2002, S. 55–56). Es werden die Geburtskohorten von 1944 bis 1981 sowohl in Ost- als auch in Westdeutschland betrachtet.

Die Vielzahl der potentiellen Determinanten fertilen Verhaltens wird in dieser Arbeit auf *Bildung, Erwerbstätigkeit und Partnerschaft* beschränkt. Zum einen geschieht dies aus Gründen der Forschungsökonomie und zum anderen aus ihrer durch die Forschung aufgezeigten starken Relevanz zur Erklärung fertilen Verhaltens. Bildung, Erwerbstätigkeit und Partnerschaft sind Bestandteile des sozialen Wandels und haben sich seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert und verstärkt in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts verändert. Es stellt sich die Frage, ob mit diesen Prozessen verbundene, gewandelte oder neue soziale Bedingungen der Akteure auf deren fertiles Verhalten – Familiengründung und -erweiterung – wirken. Als Familiengründung wird dabei der Übergang zum ersten Kind und

als Familienerweiterung der Übergang zum zweiten und dritten Kind betrachtet. Übergänge zu weiteren Kindern sind nicht Gegenstand dieser Untersuchung.

Kapitel 2 befasst sich mit theoretischen Erklärungen fertilen Verhaltens sowie der Kritik an diesen und zeigt Anknüpfungspunkte zwischen den Theorien auf. Die Ökonomische Theorie der Fertilität, vor allem die *Neue Haushaltsökonomie* sowie der verhandlungstheoretische Ansatz nach Ott (u. a. 1989, 1995) werden tiefgreifend besprochen. Die *Neue Haushaltsökonomie* betrachtet Fertilitätsentscheidungen als Kosten- und Nutzenabwägung unter der Maximierung des Haushaltsnutzens. Der verhandlungstheoretische Ansatz geht nicht von der Annahme der Haushaltsnutzenmaximierung aus, sondern behandelt Fertilitätsentscheidungen als einen auf den Ressourcen der Akteure beruhenden Verhandlungsprozess. Im anschließenden Kapitel wird zunächst den Wandlungsprozessen von Bildung, Erwerbstätigkeit und Partnerschaft in Ost- und Westdeutschland in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts nachgegangen. Weiterhin werden empirische Studien zum Einfluss dieser Prozesse auf die Familiengründung und -erweiterung sowohl aus Individual- als auch aus der Partnerschaftsperspektive vorgestellt. Aus der Theorie und den durch die Wandlungsprozesse beschriebenen Rahmenbedingungen werden schließlich Hypothesen abgeleitet. Kapitel 4 und 5 umfassen die Erläuterung der empirischen Vorgehensweise sowie die empirischen Analysen. In Kapitel 4 werden zunächst der verwendete Datensatz, die Erwachsenenstartkohorte (SC6) des Nationalen Bildungspanels (NEPS), und daraufhin die bei den empirischen Analysen zur Anwendung kommenden Methoden der Ereignisdatenanalyse – das nicht-parametrische Verfahren der Kaplan-Meier-Schätzung und das Piecewise-Constant-Exponentialmodell – vorgestellt. Kapitel 4 schließt mit der Operationalisierung. Im folgenden Kapitel werden deskriptive und multivariate Befunde der empirischen Analysen vorgestellt. Zunächst werden jeweils Befunde auf der Individualebene zu Frauen und Männern und dann auf der Partnerschaftsebene präsentiert. Eine Diskussion zu Kernaspekten dieser Arbeit erfolgt im abschließenden Kapitel 6.²

2. Theorie

Die Untersuchung fertilen Verhaltens als kollektives Phänomen entspricht dem wesentlichen Anliegen der soziologischen Forschung: der Erklärung von Phänomenen auf der Makro-Ebene (Diekmann, 2008a, S. 138–139; Hank, 2003, S. 80–83). Aus diesem Grund wird im Folgenden zunächst auf das methodologische Konzept eingegangen, welches dieser Arbeit zugrunde liegt, bevor die Fertilitätstheorien vorgestellt werden. Die methodologische Einleitung dient dabei der Begründung der Wahl der Theorien aber auch der theoretischen Verknüpfung von Theorie und Determinanten fertilen Verhaltens.

Die Erklärung von Makrophänomenen kann als Konsequenz individueller Handlungen – methodologischer Individualismus – betrachtet werden (Schnell, Hill & Esser, 2008, S. 106–107; Esser, 1993, S. 100). Dem Verständnis und der Position folgend, dass soziale Bedingungen und Strukturen die Entscheidungen und Handlungen von individuellen Akteuren beeinflussen, kollektive Effekte auf der Makro-Ebene nach sich ziehen und deshalb explizit zu berücksichtigen sind (Braun, Keuschnigg & Wolbring, 2012, S. 196–197; Berninger,

² Bei diesem Arbeitspapier handelt es sich um eine gekürzte und abgewandelte Version der Abschlussarbeit an der Universität Leipzig zur Erlangung des akademischen Grades *Master of Arts* „Fertiles Verhalten in Deutschland – Familienformation und Familienerweiterung aus der Perspektive von Frauen, Männern und Partnerschaften“ (Wiescholek, 2014).

2012, S. 77), folgt die Erklärung fertilen Verhaltens in dieser Arbeit dem Erklärungsschema des methodologischen Individualismus.³

Das Grundprinzip dieser soziologischen Erklärung, wie bereits skizziert, besteht in der Erklärung kollektiver Effekte bzw. sozialer Phänomene der Makro-Ebene durch Handlungen und Entscheidungen von individuellen Akteuren auf der Mikro-Ebene (Berninger, 2012, S. 77). Die Erklärung des Makrophänomens wird somit „immer als eine aggregierte *Wirkung* des Handelns von Akteuren rekonstruiert“ (Esser, 1993, S. 92). Das Erklärungsschema beinhaltet drei aneinander anschließende Analyseschritte: *Logik der Situation*, *Logik der Selektion* und *Logik der Aggregation* (vgl. Esser, 1993).

Aus der Logik der Selektion folgt, dass eine Handlungstheorie zur Erklärung des fertilen Verhaltens benötigt wird. Die in den nächsten Abschnitten vorgestellten Ansätze der ökonomischen Theorie der Fertilität und der Verhandlungstheorie ermöglichen die Modellierung des Verhaltens auf der Mikro-Ebene unter dem Paradigma der „rationalen Wahl“. Nach diesem Paradigma wird die Annahme getroffen, dass die Entscheidung für ein (weiteres) Kind als bewusste Handlung aufzufassen ist.

In der ökonomischen Theorie wird dabei von der Partnerschaft bzw. dem Haushalt als Akteur ausgegangen. Im Gegensatz dazu werden nach den verhandlungstheoretischen Ansätzen Entscheidungsprozesse explizit als Verhandlungen zwischen Mann und Frau in einer Partnerschaft aufgefasst. Sie bilden demnach ein soziales Gebilde, dessen Handlungen selbst ein kollektives Phänomen darstellen, welches das Aggregat der Handlungen der individuellen Akteure – Frau und Mann – auf der Mikro-Ebene ist. Damit wird das Grundmodell der soziologischen Erklärung um eine vertikale Ebene erweitert. Auf dieser sogenannten Meso-Ebene, die zwischen Makro- und Mikro-Ebene liegt, agiert das Paar als soziales Gebilde (vgl. Esser, 1993, S. 112).

Die in den folgenden Abschnitten (2.1.1 und 2.2.1) vorgestellten Fertilitätstheorien ermöglichen eine „direkte Modellierung des Entscheidungskalküls“ der Familiengründung und -erweiterung, indem sie die Möglichkeit besitzen, Prozesse des sozialen Wandels mit dem Handlungskalkül zu verbinden und so die gesellschaftlichen Veränderungen unter Verwendung eines sparsamen Handlungsmodells zu erklären (Kopp, 2002, S. 89).⁴

2.1 Ökonomische Theorie der Fertilität

In dieser Arbeit wird überwiegend auf die *Neue Haushaltsökonomie* (*New Home Economics*, NHE) und die Ausführungen ihres prominenten Vertreters Gary S. Becker (u. a. 1981, 1982, 1993) eingegangen. Die NHE ist ein einflussreicher Ansatz, der vor allem durch Gary S. Becker und Jakob Mincer (1963) Anfang der 1960er Jahre begründet wurde. Diese

³ Dieses Erklärungsschema wird auch „Makro-Mikro-Makro-Link“ genannt.

⁴ Theorien, welche vom Handlungsmodell der rationalen Wahl ausgehen, stellen nur eine theoretische Richtung dar, fertiles Verhalten zu erklären. Neben diesen gibt es eine Gruppe von Theorien, deren Erklärungsmechanismus in einem Wandel von Familie und Partnerschaft als soziale Institutionen liegt. Familien- und fertilitätsbezogenes Verhalten wird in diesen Theorien als norm-, wert- und institutionengeleitetes Verhalten betrachtet. Veränderungen des familialen und fertilen Verhaltens resultieren damit aus einem Wandel von tradierten und institutionalisierten Verhaltensleitbildern (Eckhard, 2010, S. 8). Zu nennen sind unter dieser Theorierichtung vor allem die Deinstitutionalisierungsthese (vgl. Tyrell, 1988), die Individualisierungsthese (vgl. Beck, 1986; Beck-Gernsheim, 1994) und die Differenzierungstheorie (Nave-Herz, 1989; vgl. Meyer, 1992). Das Problem dieser Theorien besteht darin, dass sie meist auf die Makro-Ebene orientiert sind. Somit bleiben, dem methodologischen Individualismus folgend, Erklärungsbestandteile auf der Mikro-Ebene und eine direkte Modellierung des Entscheidungsverhaltens bei Familiengründung und Familienerweiterung unklar. Die Frame-Selektions-Theorie (vgl. Esser, 2001, 2002) versucht, beide Theoriegruppen zu verbinden und damit sowohl Veränderungen der institutionalisierten Verhaltensleitbilder als auch der Anreizstrukturen in einem Erklärungsmodell zu integrieren (Eckhard, 2010, S. 9).

Erklärungstradition ist wiederum in die klassische Preistheorie eingebettet, in welcher Nutzen aus Konsumgütern (auch Kindern) gezogen wird, wobei Herstellung oder Erwerb mit finanziellen Kosten verbunden ist (Klaus, 2010, S. 112–113). Präferenzen werden in der NHE als stabil angenommen (Leibenstein, 1974, S. 462).

Ökonomische Ansätze, die fertiles Verhalten durch Variation in den Präferenzen erklären, wie beispielsweise die Theorie Easterlins (1968; 1971), in der Fertilität durch sozialisationsbedingte Veränderungen der Präferenzen zwischen den Generationen beeinflusst werden (Kopp, 2002, S. 94; Braun, 2000, S. 321), sind nicht Gegenstand der folgenden Theorie-diskussion.

2.1.1 Ökonomische Theorie der Fertilität nach der *Neuen Haushaltsökonomie*

Die klassische Familienökonomie basiert auf einem rationalen Modell zur Erklärung fertilen Verhaltens: Maximierung des gemeinsamen Haushaltsnutzens unter Abwägung von Kosten und Nutzen von Kindern (Bauer & Jacob, 2010, S. 35–36).

Die Familie wird als eine Gemeinschaft aus Individuen aufgefasst, die durch Vereinigung von Ressourcen und durch Arbeitsteilung innerhalb der Familie an Wohlfahrt gewinnen kann, welche das individuell erreichbare Niveau übersteigt (Ott, 1991, S. 385). Die Familie als „Transaktionskosten senkende Gemeinschaft“ (Ott, 1989, S. 98) kann dabei ökonomische Vorteile erreichen:

Als Produktionsgemeinschaft können komparative Produktionsvorteile durch die Spezialisierung der Familienmitglieder auf Haushalts- und Markt-tätigkeit erlangt werden. Die Gemeinschaft bildet dabei einen Tauschmarkt für Haushaltsgüter, für die in der Regel kein externer Marktaustausch besteht. Als Konsumgemeinschaft wird der Konsum (bzw. die effiziente Nutzung) von haushaltsöffentlichen und unteilbaren Gütern ermöglicht. Als Versicherungsgemeinschaft sichert die Familie in Risikofällen wie Krankheit, Alter und Arbeitslosigkeit die Familienmitglieder generationenübergreifend ab (Ott, 1989, S. 98; 1991, S. 385; 1995, S. 81).

Es wird angenommen, dass der Haushalt, um sein Ziel der Haushaltsnutzenmaximierung zu erreichen, agiert, als wäre er ein Akteur. Konflikte innerhalb des Haushalts spielen keine Rolle und Entscheidungen werden entweder unter Konsens, indem alle Haushaltsmitglieder in Übereinstimmung handeln (Schmitt, 2008, S. 131–132) oder diktatorisch, durch einen altruistischen Haushaltsvorstand, der über alle Angelegenheiten des Haushalts entscheidet (Bauer & Jacob, 2010, S. 35–36), getroffen (vgl. Leibenstein, 1974, S. 471).

Den Haushalt als unitarischen Akteur zu betrachten wird durch Beckers (1974, 1991) „Rotten Kid Theorem“ begründet. Dieses Theorem besagt, dass der Haushalt aus rationalen und egoistischen Akteuren einschließlich des Haushaltsvorstands besteht und die Nutzenfunktion des Haushaltsvorstandes, neben anderen Einflussfaktoren, positiv vom Nutzenniveau der Haushaltsmitglieder abhängt. Um seinen eigenen Nutzen zu steigern, wird der Haushaltsvorstand in gewisser Regelmäßigkeit Transfers an die Mitglieder des Haushalts leisten. Da die Transfers des Haushaltsvorstands von den vorhergehenden Verhaltensweisen der Haushaltsmitglieder abhängen, kann der Haushaltsvorstand somit das Wohlverhalten aller Mitglieder des Haushalts bezwecken (Braun, 2000, S. 301).

Nach dieser basalen, auf die Familie bezogenen Einleitung wird nun auf die theoretischen Überlegungen der NHE zur Fertilität eingegangen. Die Erklärung fertilen Verhaltens beruht, wie zu Beginn dieses Abschnittes angesprochen, auf dem grundlegenden Kalkül der Maximierung des gemeinsamen Haushaltsnutzens, wobei die Abwägung von Kosten und Nutzen von Kindern das Entscheidungskriterium bildet (Bauer & Jacob, 2010, S. 35–36). Übersteigen die Kosten den Nutzen von Kindern, dann wird der Haushaltsnutzen nicht maximiert und entsprechend fällt die Entscheidung zur Geburt eines Kindes negativ aus.

Nutzen und Kosten von Kindern stehen in enger Verbindung zu den Vorteilen der Familie im familienökonomischen Konzept und werden in der ökonomischen Theorie der Familie ausdifferenziert. Kinder können Konsum-, Produktions- und Versicherungsnutzen erbringen und verursachen direkte und indirekte Kosten (vgl. bspw. Leibenstein, 1974, S. 460).

Kinder stiften Wert als „Konsumgut“. Konsumnutzen ist der Wert, den Kinder an sich für ihre Eltern erbringen. Darunter sind u. a. persönliche Erfüllung, Zuneigung, Freude und Lebensbereicherung zu nennen. Kinder als Produktionsgut erbringen Nutzen, indem sie das Familieneinkommen durch ihre Fähigkeit als Arbeitskraft, d. h. durch eigene produktive Tätigkeit, erhöhen. Versicherungsnutzen entsteht für Eltern, indem ihre Kinder sie in Notsituationen wie Alter oder Krankheit versorgen und absichern (Herter-Eschweiler, 1998, S. 110–111; Esser, 1993, S. 310).

Den Nutzenaspekten stehen zwei Kostenfaktoren entgegen. Direkte Kosten beinhalten alle mit der Erziehung der Kinder verbundenen materiellen Ausgaben. Dies umfasst vor allem Kosten für Nahrungsmittel, Wohnraum, Kleidung und Bildung. Indirekte Kosten umfassen vor allem die Zeitkomponente, denn die Erziehung von Kindern „kostet“ Zeit. Die für die Kindererziehung aufgebrauchte Zeit kann nicht mehr für andere Tätigkeiten verwendet werden, insbesondere nicht mehr für die Erwerbstätigkeit. Diese Einkommenseinbußen durch ganz oder teilweise aufgegebene Erwerbstätigkeit und eingeschränkte Berufschancen werden auch Opportunitätskosten genannt (Herter-Eschweiler, 1998, S. 110–111; Esser, 1993, S. 310).⁵

Der Haushalt als Akteur tritt in der NHE nicht nur als Verbraucher wirtschaftlicher Güter auf, sondern auch als Produzent von *Commodities*. *Commodities* sind Güter oder Zustände, welche vom Produzenten selbst konsumiert werden und daher nur für diesen unmittelbaren Nutzen stiften. Kinder können am Markt weder gekauft, noch verkauft werden (Becker, 1982, S. 213) und werden somit als *Commodities* betrachtet, die gemeinsam von ihren Eltern und durch Verursachung von Kosten produziert werden und lediglich ihren Eltern unmittelbaren Nutzen stiften. Damit werden Partnerschaften und Familien in der NHE als Konsum- und Produktionsgemeinschaft aufgefasst, welche versucht, den Nutzenertrag durch die Produktion gemeinsam zu konsumierender *Commodities* unter Verteilung knapper Ressourcen zu maximieren (Eckhard, 2010, S. 23–24).

Kinder werden nach der NHE als normale und nicht als inferiore Güter betrachtet (Becker, 1982, S. 191; Leibenstein, 1974, S. 462; Kopp, 2002, S. 91–92). Die Entscheidung für die

⁵ Mit den Opportunitätskosten können in Abhängigkeit vom Ausbau des Sozialsystems auch mit dem entgangenen Einkommen verknüpfte Folgekosten, wie Verringerung von Rentenansprüchen, verbunden sein (Petersen & Lübcke, 2006, S. 200). Schmitt (2008, S. 117) verweist auf ein breiteres Kostenkonzept von Kindern. So können negative Effekte auftreten, die mit dem Übergang zur Elternschaft zusammenhängen: Die Qualität der Partnerschaft, Fragen nach der Zuverlässigkeit und der Qualität des Partners als Elternteil können als Kosten aufgefasst werden. Becker präzisiert die Güteranalogie von Kindern und betrachtet Kinder „als langlebige Konsum- und Produktionsgüter“ (1982, S. 189–190), denn Ausgaben für Kinder und erbrachtes Einkommen von Kindern sind von ihrem Alter abhängig.

Geburt von Kindern wird dabei aus partnerschaftlicher Perspektive als „Investition in ein nicht teilbares Gut“ (Huinink, 1995, S. 197) gesehen.

Grundlegend in der NHE ist, dass Konsum und Produktion Zeit erfordern (Braun, 2000, S. 325; Gustafsson, 1991, S. 411). Um den Haushaltsnutzen durch komparative Vorteile zu maximieren, muss die verfügbare Zeit der Haushaltsmitglieder optimal auf Markt- und Hausarbeit aufgeteilt werden. Unter einer geschlechterunspezifischen Annahme der Arbeitsteilung, wie oben angesprochen, wird davon ausgegangen, „dass sich der Haushaltsnutzen durch Spezialisierung und eine effiziente Arbeitsteilung im Haushalt maximieren lässt: dann, wenn in idealtypischer Weise, der Partner mit den geringeren Opportunitätskosten die Betreuungs- und Erziehungsaufgaben übernimmt und der andere Partner weiterhin einer Erwerbstätigkeit nachgeht.“ (Bauer & Jacob, 2010, S. 35–36). Das heißt, der Partner mit dem höheren Einkommenspotential übernimmt die Markttätigkeit (Schmitt, 2008, S. 132). Haushaltsarbeit umfasst dabei allgemeine Tätigkeiten wie Reinigungs- und Küchenarbeiten, aber auch fertilitätsverwandte Aufgaben wie die Erziehung der Kinder (Schmitt, 2008, S. 132).

In den ursprünglichen Ausführungen der NHE wird von einer geschlechterspezifischen Arbeitsteilung der Männer auf Markttätigkeit und der Frauen auf Hausarbeit ausgegangen. Dies wird begründet mit höheren Investitionen, vor allem in berufsspezifisches Humankapital von Männern und grundlegend höherem Einkommenspotential dieser aufgrund von bestehenden Einkommensungleichheiten sowie biologischen und sozialisationsbedingten Vorteilen von Frauen bei der Kinderziehung und Hausarbeit (Becker & Pies, 1996, S. 109; Schmitt, 2008, S. 132; Klaus, 2010, S. 112–113).

An dieser Stelle sei auf die im Hintergrund stehenden humankapitaltheoretischen Überlegungen eingegangen. Lohnsatz und Investitionen in Humankapital, worunter auch Erfahrungen im Berufsleben zu zählen sind, stehen in positiver Beziehung. Neben dem Einkommenserwerb führt eine Erwerbstätigkeit zu einer Steigerung des Humankapitals und folglich zu einer Erhöhung des zukünftigen Einkommenspotential. Bei Nichterwerbstätigkeit vermindert sich der Wert des Humankapitals hingegen durch mögliches Altern und Vergessen dessen (Ott, 1989, S. 100).

Wie lassen sich nun Fertilitätsentscheidungen mit der NHE konkret begründen? Zunächst wird auf die Veränderung der Nutzen- und Kostenaspekte im historischen Verlauf eingegangen, die für alle Varianten der ökonomischen Fertilitätstheorien von Bedeutung sind. Wie bereits erwähnt, entscheidet sich der Haushalt für die Geburt eines Kindes oder mehrerer Kinder, wenn der Nutzen, den dieses Kind oder diese Kinder stiften, dessen oder deren Kosten übersteigen. Dabei wird von einer einmaligen Entscheidung über die Kinderzahl und anschließenden Realisierung dieser ausgegangen (Kopp, 2002, S. 102).

In der Familienökonomie (Becker, 1982, S. 189–190; vgl. Leibenstein, 1974) wird die Argumentation verfolgt, dass Kinder in modernen Gesellschaften für die meisten Eltern nur mehr Konsumnutzen stiften (Becker, 1982, S. 189–190).⁶ Es wird angenommen, dass dieser

⁶ Becker begründet die Annahme, dass Kinder als langlebige Konsumgüter in modernen Gesellschaften nur mehr psychischen Nutzen stiften, auf empirischem Weg folgendermaßen: „[Die Nettokosten von Kindern, J.W.] entsprechen dem Gegenwartswert der erwarteten Ausgaben zuzüglich dem geschätzten Wert der Dienstleistungen der Eltern, minus dem Gegenwartswert der erwarteten monetären Erträge zuzüglich dem geschätzten Wert der Dienstleistungen der Kinder. Wären die Nettokosten positiv, so wären Kinder alles in allem genommen ein langlebiges Konsumgut, und die Annahme wäre zwingend, daß sie psychisches Einkommen oder Nutzen stiften. Wären die Nettokosten negativ, so wären Kinder ein langlebiges Produktionsgut und sie würden monetäres Einkommen erbringen. [...] Bei den meisten Familien waren in den letzten Jahren die Nettoausgaben für Kinder sehr hoch.“ (1982, S. 192).

psychische Nutzenaspekt schon durch wenige Kinder befriedigt werden kann. Produktions- und Versicherungsnutzen, bei denen eine große Anzahl von Kindern zu erwarten wäre, haben hingegen mit dem Übergang von Agrar- zu modernen Industriegesellschaften vor allem durch Beseitigung von Kinderarbeit und Einführung staatlicher Sozialsysteme und Sozialversicherungen abgenommen (Herter-Eschweiler, 1998, S. 110–111; Esser, 1993, S. 310).

Hinsichtlich der Kosten wird argumentiert, dass sich sowohl direkte Kosten, darunter sind Kosten für jedes Kind zu verstehen, durch den Ausbau des Erziehungs- und Bildungssystems sowie Erwartungen an „kindgerechte Sozialisation“ als auch indirekte Kosten vor allem durch zugenommene Bildungs- und Erwerbschancen erhöht haben (Esser, 1993, S. 310).

Diese Argumentation zusammenfassend, haben im Wandel von Agrargesellschaften zu modernen Gesellschaften Nutzenaspekte abgenommen und Kostenaspekte von Kindern zugenommen, was eine Abnahme der Kinderzahlen vermuten lässt und die Abnahme der Kinderzahl für Deutschland zum Übergang ins 20. Jahrhundert zufriedenstellend erklärt. Ob diese Argumentation für den Rückgang der Geburten der Geburtskohorten der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts zutrifft, ist anzuzweifeln. So ist der Ausbau des Sozialversicherungssystems in diesem Zeitraum bereits sehr weitreichend und die Transformation von einer agrarisch-geprägten Gesellschaft zu einer modernen industriell-geprägten Gesellschaft schon lange vollzogen. Für diese Entwicklung scheinen andere Faktoren von Bedeutung (Eckhard, 2010, S. 22–23).

Die NHE hält Mechanismen bereit, die diese Problematik zu erklären versuchen. Fertilitätsentscheidungen werden nach den obigen Ausführungen durch zwei wesentliche Effekte – Opportunitätskosteneffekt und Einkommenseffekt – bestimmt.

Da angenommen wird, dass Kinder normale Güter sind (Becker, 1982, S. 191), sollte mit der Zunahme der Kosten, vor allem der Opportunitätskosten, die Nachfrage nach Kindern abnehmen. Dem Zeitkonzept der NHE folgend, lässt sich der Opportunitätskosteneffekt tiefgreifender erläutern. Das Kernargument des Opportunitätskosteneffekts besteht in der Annahme, dass Zeit äquivalent zu Geld ist. Höhere Einkommensgruppen haben somit höhere Zeitkosten in der Erziehung von Kindern als niedrige Einkommensgruppen (Leibenstein, 1974, S. 463; Mincer, 1963, S. 67–68).

Der Einkommenseffekt steht diesem entgegen und nimmt an, dass eine Zunahme des Einkommens oder ein Preisrückgang die Nachfrage nach Kindern durch höhere mögliche Ausgaben für diese erhöht (Becker, 1982, S. 191). Die These des Einkommenseffekts wird zum einen durch eine Vielzahl von Studien, die auf eine Abnahme der Kinderzahl mit steigenden Einkommen verweisen, und zum anderen durch die historische Entwicklung, welche sich durch steigende Einkommen und sinkende Geburtenzahlen auszeichnet, kritisch betrachtet (Kopp, 2002, S. 91–92).

Becker (1981) versucht dieses Problem zu lösen, indem er im Laufe seiner Arbeiten den Einkommenseffekt weiterhin in Qualität und Quantität von Kindern trennt. Die Qualität von Kindern beschreibt die Überlegung, dass in einkommensstärkeren Schichten verstärkt in Erziehung und Bildung von Kindern investiert wird, „weil Eltern aus der zusätzlichen Ausgabe einen zusätzlichen Nutzen ziehen“ (Becker, 1982, S. 190–191; für eine ähnliche Konzeption der Qualität von Kindern vgl. Willis, 1973). Die Annahme, dass die Ausgaben für Kinder mit

dem Einkommen zunehmen, bleibt bestehen (Kopp, 2002, S. 91–92). Allerdings führt die Erhöhung des Einkommens dazu, dass sich „sowohl die gewünschte Quantität als auch die gewünschte Qualität der Kinder erhöht, wobei die Erhöhung der Qualität groß, die der Quantität klein ist“ (Becker, 1982, S. 198). Qualität und Quantität sind bis zu einem gewissen Grad als Substitute aufzufassen, d. h. ein endogener Preiseffekt führt bei einer exogenen Zunahme der Qualität oder Abnahme der Quantität zu einem Interaktionsprozess, welcher zu einer starken Abnahme der Quantität und starken Zunahme der Qualität führt (Becker, 1982, S. 197, 1981, S. 103 zit. nach Kopp, 2002, S. 91–92).⁷ Die Einführung der Qualität von Kindern führt zu einer Umkehr oder Abschwächung des ursprünglich positiven Zusammenhangs zwischen Einkommen und der Anzahl an Kindern (Becker, 1993, S. 152–153). Durch diese Trennung erhält auch der an sich positive Effekt des Einkommens auf die Kinderzahl (Quantität) einen Mechanismus zur Erklärung abnehmender Kinderzahlen (Qualität).

Mincer (1963) geht von geschlechtsspezifischen Einkommenseffekten aus. Für Männer nimmt er einen positiven Einkommenseffekt an, während Frauen mindestens vor und nach der Geburt eines Kindes für einen gewissen Zeitraum nicht erwerbstätig sein können und den überwiegenden Teil der zeitlichen Kosten tragen. Somit kann sich das (zunehmende) Einkommen der Frau sowohl positiv als Einkommenseffekt als auch negativ als Opportunitätskosteneffekt auf die Fertilität auswirken. Für Männer wirkt hingegen nur der positive Einkommenseffekt (Kopp, 2002, S. 92–93). Aus einer Paarperspektive bedeutet dies, dass ein Nettoeffekt offen bleibt, da die geschlechtsspezifischen Effekte gegenläufig sind (Andersson, Duvander & Hank, 2004, S. 3–4).

2.1.2 Kritik an der ökonomischen Theorie der Fertilität

Wesentliche Kritikpunkte, welche die weitere theoretische wie empirische Diskussion bereichern, werden nun dargestellt sowie Verknüpfungspunkte zu anderen Fertilitätstheorien aufgezeigt.

Erstens wird die ökonomische Theorie aufgrund der „Konsumgutanalogie“ von Kindern kritisiert. Im Vergleich zu langlebigen Konsumgütern ist „die Entscheidung für ein Kind langfristig bindend und nicht umkehrbar“ (Niephaus, 2011, S. 62). Leibenstein (1974, S. 469–470) führt dieses kritische Argument weiter zu einer umfassenden Kritik an der angenommenen Marktsituation bei der Entscheidung für Kinder:

„In addition, people can usually discuss in a meaningful and easy way, and in economic terms, why they did not purchase more or less of the given goods involved under specific conditions. All of this is in sharp contrast to the presumed ‚market‘ for children. People do not ‚buy‘ children. It is not at all clear what the objects traded are. This difficulty arises not only because of the impossibility of assessing the quality characteristics of children, but most important, one cannot see what is given up in order to obtain a child. Neither the bargaining procedure nor the actual exchange is observable. No one knows what the price involved really is. We cannot compare it with other prices. Furthermore, we cannot say anything about the detailed nature and organization of the market. Are we to presume that the market is competitive without any important externalities or collusive arrangements, etc.? It not only strains the imagination to argue that people behave ‚as if‘ they are buying consumer durables, but the very nature of the market is vastly different. Even using such words as ‚market‘ is questionable in this context“ (Leibenstein, 1974, S. 469–470).

⁷ Historisch könnte ein exogener Ausgangspunkt die Abnahme der Kindersterblichkeit sein und damit verbunden die Verringerung der Geburtenzahlen. Dies bedingt eine Zunahme der Investition in die Qualität von Kindern, was wiederum zu einer Steigerung der Kosten für weitere Kinder führt usw. (Kopp, 2002, S. 91–92).

Zweitens wird kritisiert, dass die NHE nicht hinreichend erklärt, aus welchem Grund überhaupt noch Kinder geboren werden, wenn die Kosten von Kindern in modernen Gesellschaften deren Nutzen übersteigen (Niephaus, 2011, S. 62) und die Entscheidung für Kinder nur noch durch die psychologische Nutzenkomponente des Konsum zu erklären ist (Kopp, 2002, S. 104).⁸ Kindern kommt damit in der NHE lediglich ein instrumenteller Wert, aber kein immanenter Wert zu (Niephaus, 2011, S. 62). Damit erscheint es als Notwendigkeit, nichtökonomische Nutzenaspekte zu berücksichtigen (Petersen & Lübcke, 2006, S. 196).

Der Value of Children-Ansatz (vgl. Hoffman & Hoffman, 1973) leistet „eine endogene, inhaltliche Spezifikation des Wertes von Kindern, die den ökonomischen Fertilitätstheorien fehlt“ (Nauck, 2001, S. 413–414). Auf der Grundlage empirischer Forschungsergebnisse bilden Hoffman und Hoffman (1973) induktiv ein Werteschema der Motivation, Kinder zu bekommen, welchem in Bezug auf den fertilen Entscheidungsprozess besondere Bedeutung zukommt (Herter-Eschweiler, 1998, S. 206, 208, 210-211; Nauck, 2001, S. 409–410). Sie identifizieren folgende Faktoren: „1. Erwachsenenstatus und soziale Identität, 2. Fortleben der eigenen Person in den Kindern, 3. Religiöse, ethische und soziale Normen, 4. Familiäre Bindung, 5. Suchen neuer Erfahrung, 6. Kreativität und Leistung, 7. Macht und Einfluss, 8. Sozialer Vergleich und Wettbewerb, 9. Ökonomischer Nutzen“ (Nauck, 2001, S. 409–410; vgl. Herter-Eschweiler, 1998, S. 206, 208, 210-211; Hoffman & Hoffman, 1973). Mittels Faktorenanalyse werden aus dem Werteschema drei Nutzendimensionen von Kindern zusammengefasst: Erstens die Dimension des „ökonomischen-utilitaristischen Nutzens“ von Kindern (ökonomischer Nutzen; Beiträge der Kinder zum Familieneinkommen; materielle, physische und psychische Unterstützung durch die Kinder bei Alter und Krankheit der Eltern), zweitens die Dimension des „psychischen Nutzens“ von Kindern (familiäre Bindung, Fortleben des Selbst, Stimulation durch neue Erfahrung, Kreativität und Leistung) und drittens die Dimension des „sozial-normativen Nutzens“ von Kindern (Statuswandel; soziale Identität; ethische, religiöse und soziale Normen und weitere) (Nauck, 1989, S. 53; Herter-Eschweiler, 1998, S. 206, 208, 210-211). Kritisch anzumerken ist, dass eine theoretische Erläuterung der Wirkungszusammenhänge zwischen dem Werteschema bzw. den Nutzendimensionen und dem fertilen Verhalten nicht stattfindet und diese somit relativ zusammenhangslos hinsichtlich der Erklärung fertilen Verhaltens bleiben (Herter-Eschweiler, 1998, S. 206, 208, 210-211).

Der dritte Kritikpunkt weist sowohl für das weitere theoretische wie auch empirische Vorgehen große Relevanz auf. Diese Kritik umfasst Aspekte der Modellierung des Entscheidungsverhaltens.

Generell wird die entscheidungstheoretische Modellierung des Verhaltens der ökonomischen Theorietradition kritisch betrachtet. Zum einen wird drauf verwiesen, dass Entscheidungsmodelle genutzt werden sollten, welche die Realität besser abbilden, wie Modelle, die auf *bounded rationality* beruhen (Conlisk, 1996 zit. nach Kohlmann & Kopp, 1997, S. 261), oder kognitionspsychologische Modelle (Martindale, 1991 zit. nach Kohlmann

⁸ Ein weiterer Kritikpunkt besteht in der Fixierung der Präferenzen für Kinder in der NHE, welche als zu starke Vereinfachung angesehen wird. Zum einen wird argumentiert, dass auf individueller Ebene Präferenzen für Kinder unterschiedlich sein können. So kann beispielsweise eine Präferenz gegen Kinder bestehen, weil diese vom Individuum nicht wertgeschätzt werden oder andere Lebensziele als Elternschaft im Vordergrund stehen. Zum anderen können sich die individuellen Präferenzen für Kinder über die Zeit durch die Weiterentwicklung der Persönlichkeit, individuelle Erfahrungen, Anpassung an gewandelte Opportunitätsstrukturen und andere verändern (Schmitt, 2008, S. 120–122).

& Kopp, 1997, S. 261). Zum anderen wird grundlegend „die Modellierung menschlichen Verhaltens als Entscheidungsverhalten“ (Kohlmann & Kopp, 1997, S. 261) in Frage gestellt (vgl. Burkart, 1994).

Weiterhin wird kritisiert, dass in der Tradition der ökonomischen Theorien „gesellschaftliche, institutionelle und strukturelle Bedingungen sowie die Wertgebundenheit der Entscheidung nicht oder unzulänglich Berücksichtigung finden“ (Kohlmann & Kopp, 1997, S. 261; vgl. z. B. Handl, 1988; Leibenstein, 1974). Allerdings gilt es zu bedenken, dass diese Faktoren zum großen Teil in den ökonomischen Modellen berücksichtigt werden können und sich bei deren Gültigkeit die Erklärungskraft der Modelle erhöht (Kohlmann & Kopp, 1997, S. 261).

Neben der bereits oben dargestellten allgemeinen Kritik an der Modellierung des Entscheidungsverhaltens der ökonomischen Theorietradition wird auf verschiedene weitere kritisch zu diskutierende Aspekte verwiesen. Sie werden als überwiegend statisch kritisiert; basierend auf der Annahme, dass über die Kinderzahl einmalig entschieden und diese dann auch realisiert wird. Angesichts bedeutender Veränderungen der individuellen Handlungsspielräume und folgenden Konsequenzen, die mit der Geburt eines (weiteren) Kindes verbunden sind, wie dies die *biographische Theorie der Fertilität* (vgl. Birg, 1987, 1990) veranschaulicht, erscheint diese Annahme als ungerechtfertigt (Kopp, 2002, S. 102).

In der *biographischen Theorie der Fertilität* (vgl. Birg, 1987, 1990; Birg, Flöthmann & Reiter, 1991) wird davon ausgegangen, dass jede individuelle Biographie aus Teilbiographien wie beispielsweise der Ausbildungs-, Erwerbs- oder Familienbiographie besteht und jede Teilbiographie wiederum aus biographischen Bausteinen zusammengesetzt ist, die einzeln ausgewählt werden können (Eckhard, 2010, S. 27). Der Mechanismus besteht nun in der Annahme, dass Ereignisse des Lebenslaufes wie die Geburt von Kindern „als irreversible, langfristig wirksame biographische Festlegung“ (Birg, Filip & Flöthmann, 1990, S. 33) wirken. Diese *biographischen Festlegungen* (d. h. die Realisierung eines biographischen Bausteins) vermindern zukünftige Handlungsoptionen (Reduzierung des Umfangs folgender biographischer Möglichkeiten), bilden damit Pfadabhängigkeiten und prägen so die gesamte Biographie eines Individuums (Brose, 2008, S. 34; Eckhard, 2010, S. 27). Im Kern wird in der biographischen Theorie der Fertilität auch eine rationale Entscheidung der Geburt von Kindern unterstellt (Niephaus, 2011, S. 73–74; Eckhard, 2010, S. 27).

Ähnlich dazu äußert sich Nave-Herz (1994, S. 24) und spricht von einem „Erst-Kind-Schock“, womit gemeint ist, dass sich die Bewertung von mit der Geburt von Kindern verbundenen Folgen deutlich mit der Erstgeburt wandelt (Kohlmann & Kopp, 1997, S. 262–263).

Unter diesen Gesichtspunkten sollte ein theoretisches Modell die Analyse paritäts-spezifischer Entscheidungen ermöglichen. Darunter ist zu verstehen, dass „mit dem theoretischen Modell die Entscheidung für jedes einzelne Kind jeweils als neue Entscheidung zu fassen [ist]. Nur durch eine solche getrennte Analyse der Bestimmungsgründe für die einzelnen Kinder ist der Prozeß und seine relevanten Einflußfaktoren richtig zu erfassen“ (Kohlmann & Kopp, 1997, S. 262–263; vgl. Yamaguchi & Ferguson, 1995, S. 273–274). Klaus (2010, S. 111) äußert hinsichtlich der NHE die Vermutung, dass die direkten Kosten von Kindern bei der Entscheidung zum ersten Kind den größten Einfluss aufweisen. Bei jedem weiteren Kind sollten die direkten aber auch die indirekten Kosten abnehmen und somit weniger relevant für die Entscheidung sein. Allerdings besteht in der NHE das Problem, dass mit der Einführung der Qualität von Kindern und somit einer negativen Wirkung des

Einkommens auf den Übergang zu weiteren Kindern die Richtung des Einkommenseffekts offen bleibt und somit als teilweise Immunisierung (vgl. Diekmann, 2008a, S. 157) dieses Erklärungsmechanismus aufgefasst werden kann.

In der NHE wird zumindest implizit von konsensualen Entscheidungen zur Maximierung des Haushaltsnutzens ausgegangen. Allerdings muss der individuelle Nutzen der Haushaltsmitglieder nicht dem Haushaltsnutzen entsprechen. So kann es in den Modellen der ökonomischen Theorie der Fertilität zu Situationen kommen, in denen bei gleichzeitiger Abnahme des individuellen Nutzens eines Haushaltsmitgliedes der Haushaltsnutzen zunimmt (Bauer & Jacob, 2010, S. 35–36; Ott, 1989, S. 97–98). Dies ist vor allem zu bedenken, wenn ein Haushalt aufgrund von Tod oder Trennung seine Komposition verändert und somit komparative Vorteile nicht mehr realisiert werden. Die Annahme des innerfamiliären Konsenses und der Haushaltsnutzenmaximierung erscheint zumindest hinsichtlich der in Kapitel 3 betrachteten sozialen Wandlungsprozesse des letzten Jahrhunderts unzutreffend. Interessengegensätze oder zumindest ungleiche Interessen von Frauen und Männern erweisen sich vor dem Hintergrund zugenommener Bildungsqualifikation, Orientierung zur Erwerbstätigkeit, ökonomischer Unabhängigkeit und verändertem Geschlechterrollenverständnis von Frauen (Bauer & Jacob, 2010, S. 32; Kopp, 2002, S. 99) und somit neuen Alternativen und Möglichkeiten zur Familienkarriere (Kohlmann & Kopp, 1997, S. 262–263) als bedeutsam.

Weiterhin blendet die Annahme der Haushaltsnutzenmaximierung durch komparative Vorteile der Spezialisierung auf Markt- und Hausarbeit Effekte des Lebensverlaufs aus. Robinson (1977 zit. nach Schmitt, 2008, S. 134) untersucht die Entwicklung der Produktion über den Lebensverlauf und stellt fest, dass die Produktivität in der Hausarbeit abnimmt und in der Erwerbstätigkeit über den Lebensverlauf zunimmt. So erscheint die Rolle der Frau als Mittelpunkt der Hausarbeit weniger überzeugend (Schmitt, 2008, S. 134).

Diesem Kritikpunkt folgend, sollten theoretische Modelle Verhandlungsprozesse und entsprechende Ressourcen- und Machtkonstellationen zwischen den Partnern bzw. innerhalb einer Partnerschaft abbilden (Kohlmann & Kopp, 1997, S. 262–263; Klein, 2003, S. 506–507) und dies auch über eine zeitliche Dimension leisten.

2.2 Verhandlungstheoretische Ansätze

Auch verhandlungstheoretische Ansätze sind, wie die ökonomische Theorie der Fertilität und deren Variationen, der Rational-Choice-Theorie zugehörig. Der im Folgenden vorgestellte verhandlungstheoretische Ansatz von Notburga Ott (u. a. 1989, 1995) ist in der Spieltheorie zu verorten. „Die Spieltheorie befasst sich mit Modellen strategischen Handelns in sozialen Interaktionen“ (Diekmann, 2008b, S. 7, 10-11), vorausgesetzt es liegt eine strategische Situation vor. Dies ist der Fall, wenn Entscheidungen und Handlungen von Akteuren in wechselseitiger Interaktion mit anderen Akteuren stehen und somit von deren Handlungen und Entscheidungen abhängig sind (Diekmann, 2008b, S. 7, 10-11).

In Bezug auf fertiles Verhalten ermöglichen die verhandlungstheoretischen Ansätze die Modellierung sequentieller und individueller Entscheidungen sowie Entscheidungen als Verhandlungsprozess zwischen den Partnern abzubilden. Für eine Darstellung des Forschungsstandes zu verhandlungstheoretischen Modellen familialer Entscheidungen sei auf Lundberg und Pollak (1996) verwiesen.

2.2.1 Verhandlungstheoretischer Ansatz nach Ott

Notburga Ott hat sich in mehreren Beiträgen mit familialer Entscheidungsfindung sowie Familienformation und -erweiterung aus verhandlungstheoretischer Sicht beschäftigt (vgl. Ott, 1989, 1991, 1992, 1995, 1998, 2008). Die anschließenden Ausführungen folgen im Wesentlichen den Beiträgen Otts (1989, 1995).

Der Ausgangspunkt für die Betrachtung von Verhandlungsprozessen ist die im vorherigen Abschnitt dargelegte Kritik an der Annahme der Haushaltsnutzenmaximierung unter innerfamiliärem Konsens (vgl. Ott, 1995, S. 80). Entsprechend liegt der wesentliche Vorteil der verhandlungstheoretischen Modellierung des Entscheidungsverhaltens nach Ott (1995, S. 83) darin, dass „the derivation of a ‚household utility function‘ is not left a black box, but is founded on the assumptions of rational negotiation.“ Die Arbeiten von Ott sind als eine konsequente Fortführung der NHE im Sinne der ökonomischen Neoklassik einzuordnen (Fehn, 1998, S. 93), wobei entsprechend der NHE eine geschlechterspezifische Arbeitsteilung zur Erlangung von Nutzengewinnen und Kostenvorteilen angenommen wird (Kohlmann & Kopp, 1997, S. 263).

Vom Kritikpunkt der Haushaltsnutzenmaximierung unter innerfamiliärem Konsens ausgehend, ist die Familie für Ott (1989, S. 97–98) kein statisches Objekt: „Familien sind jedoch keine feststehenden Einheiten, sondern wandeln sich im Zeitverlauf, sowohl in ihrer Zusammensetzung als auch in der Beziehung der Familienmitglieder untereinander. Daher kann man realistischerweise auch nicht erwarten, daß über alle zu treffenden Entscheidungen von vorne herein ein innerfamiliärer Konsens besteht. Vielmehr eher ist davon auszugehen, daß interne Verhandlungen stattfinden, um zu einem Ergebnis zu gelangen, daß alle Familienmitglieder besserstellt.“

Unter Aufgabe der Annahme des innerfamiliären Konsenses werden Fertilitätsentscheidungen im spieltheoretischen Modell als *bilaterale Verhandlungssituation*, sogenannte *kooperative Verhandlungsspiele* aufgefasst (Ott, 1989, S. 98–99; 1995, S. 81). Diese grenzen sich durch Kommunikation und die Möglichkeit bindender Verträge zwischen den Akteuren von *nicht-kooperativen Verhandlungsspielen* ab (vgl. Harsanyi, 1977). Wobei sowohl in nicht-kooperativen wie in kooperativen Verhandlungsspielen das Ergebnis der internen Verteilung von der Verhandlungsmacht jedes beteiligten Akteurs und dessen individuellen Präferenzen abhängt (Dudel, Althammer & Ott, 2010, S. 115).

Es wird angenommen, dass im kooperativen Verhandlungsspiel die interne Allokation von Aktivitäten oder Gütern, die Nutzen stiften, von der Verhandlungsposition innerhalb der Familie abhängt. Die Verhandlungsposition ist wiederum von externen Alternativen bestimmt. Eine *Nash-Gleichgewichtslösung* kann als rationales Ergebnis des Verhandlungsprozesses gedeutet werden. Bei dieser hat kein Spieler einen Anreiz, einseitig von seiner Strategie abzuweichen (Diekmann, 2008b, S. 234). Dabei wird der ganze Wohlfahrtsgewinn so verteilt, dass das größtmögliche Produkt aus den individuellen Wohlfahrtsgewinnen erreicht wird (Ott, 1989, S. 99):

$$\max N = (U^m - D^m) * (U^f - D^f)$$

mit U^i : Auszahlung (= Nutzen) Person i bei kooperativer Lösung

D^i : Konfliktauszahlung Person i (= Nutzen der besten Alternativmöglichkeit)

$i = m, f$; $\max N$ = maximaler Nutzen

In Abbildung 1 ist auf der x-Achse der individuelle Nutzen von Person m (U^m) und auf der y-Achse von Person f (U^f) abgetragen. Die Nutzengrenze F beschränkt das Verhandlungsset (Fläche unterhalb von F), welches aus der Menge aller möglichen Kombinationen des individuellen Nutzens beider Partner, erwirtschaftbar aus den Ressourcen der Partnerschaft, besteht (Ott, 1989, S. 99).

Wenn es eine Steigerung des Wertes der gesamten Produktion des Haushaltes durch die Familienbildung gibt, dann liegt der Konfliktpunkt D, welcher als beste Alternativauszahlung gedeutet werden kann, im Bereich des Verhandlungssets. Das Pareto-Optimum der kooperativen Lösung befindet sich zwischen den Punkten A und B, weil ein Nutzen unter dem Nutzenniveau der besten Alternative (D^i) von keinem Partner gebilligt wird. Die Nash-Gleichgewichtslösung besteht nun in Punkt C, in dem sich Nutzengrenze F und die (konstante) Hyperbel $(U^m - D^m) * (U^f - D^f)$ mit dem größten Abstand von den Konfliktpunkten (D^m, D^f) berühren (Ott, 1989, S. 100).

Neben der Verteilung der Haushaltsführung der Gemeinschaft legt der Konfliktpunkt D weiterhin die Auszahlung im Konfliktfall fest. Ott (1989, S. 100) geht dabei vom Nutzen der jeweiligen Person aus, wenn diese in einem eigenen Haushalt, getrennt vom Partner, leben würde. Dieser wird somit nicht als exogen fixiert, sondern als vom möglichen individuellen Einkommen abhängig betrachtet (Ott, 1989, S. 100).

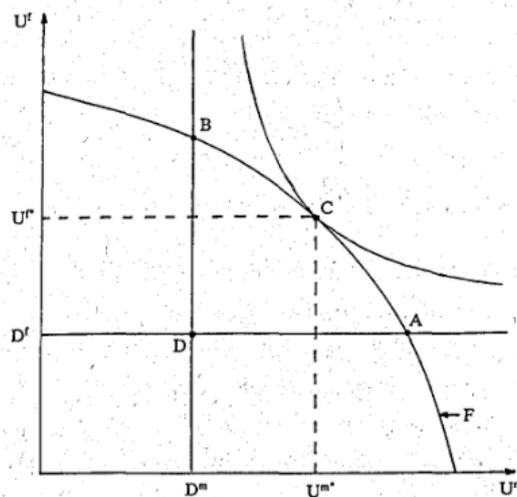


Abbildung 1: Kooperatives Verhandlungsspiel mit Nash-Gleichgewichtslösung

Quelle: Ott, 1989, S. 100.

In Abschnitt 2.1.1 wurde bereits auf humankapitaltheoretische Überlegungen eingegangen. Neben den Verlusten zukünftiger Einkommenskapazitäten durch Erwerbsunterbrechungen führt eine Spezialisierung auf Hausarbeit zur Bildung von haushaltsspezifischem Humankapital, welches die Produktivität der Hausarbeit erhöht. Im Unterschied zum arbeitsmarktspezifischen Humankapital kann dieses Humankapital jedoch lediglich in einem gemeinsamen Haushalt effizient eingesetzt werden, da in einem Single-Haushalt die Möglichkeit zum Tausch der Haushaltsgüter nicht gegeben ist. Produktivitätsvorteile können nur bei Eigenproduktion angewendet werden, was jedoch dem Ausgleich des Verlusts von möglichem Einkommen nicht gleichkommen dürfte (Ott, 1989, S. 101, 1995, S. 85): „Der Verzicht auf Akkumulation von am Markt verwertbarem Humankapital und die damit

verbundenen Verluste an Einkommenskapazität müssen als ‚irreversible Kosten‘ der Produktion von haushaltsspezifischen Humankapital angesehen werden, deren Wert im Konfliktfall sehr niedrig ist.“ (Ott, 1989, S. 101).

Dieser Argumentation folgend, resultieren aus der Spezialisierung auf Hausarbeit und Erwerbstätigkeit im Konfliktfall unterschiedliche Risiken, was sich in einer Änderung der Verhandlungsstärke der Partner äußert und womit die Spezialisierung wiederum auf die interne Verteilung wirkt, also langfristige Folgen hat. Damit besteht für den Partner, welcher sich auf die Hausarbeit spezialisiert hat, neben dem Risiko auf das verminderte potentielle Einkommen im Konfliktfall zurückgreifen zu müssen, auch eine Schwächung der Verhandlungsposition innerhalb des gemeinsamen Haushalts durch die Verschlechterungen der alternativen Möglichkeiten (Ott, 1989, S. 101).

Das Verhalten des Haushalts ist nun als Resultat eines permanenten Verhandlungsprozesses zwischen den Partnern aufzufassen. Zwei wesentliche Verhandlungssituationen sind dabei zu unterscheiden. Zum einen kommt es zu wiederkehrenden Entscheidungen über geringfügige Veränderungen der Ausgaben für Konsum und Aufteilung der Zeit, welche als normale Alltagssituationen zu charakterisieren sind. Bei diesen Verhandlungssituationen ist davon auszugehen, dass „nicht jede Veränderung des Konfliktpunktes sofort eine neue interne Verteilung auslös[t].“ (Ott, 1989, S. 102).⁹

Zum anderen kommen Entscheidungssituationen vor, die als selten, irreversibel und/oder einmalig zu charakterisieren sind. Entscheidungen in diesen Verhandlungssituationen haben einen anderen Stellenwert, da diese größere Veränderungen der Verhandlungspositionen der Partner nach sich ziehen können. Wenn es zu einer Neuaushandlung der internen Verteilung kommt, kann sich der Partner besser stellen, welcher durch die Änderung des Konfliktpunktes begünstigt wird. Dies ist insbesondere bei Erwerbsunterbrechungen anzutreffen, bei dem sich der Partner, der seine Erwerbstätigkeit unterbricht, schlechter stellt.¹⁰ Dem Wohlfahrtsgewinn des gemeinsamen Haushalts durch die komparativen Vorteile der Spezialisierung auf Haus- und Marktarbeit der Partner ist somit eine relativ große Schlechterstellung des auf die Hausarbeit spezialisierten Partners durch Verminderung der Alternativmöglichkeiten entgegengesetzt. Vor allem für Fertilitätsentscheidungen sollte dies relevant sein (Ott, 1989, S. 102–103).

Wenn ein Partner im Zuge der Geburt eines Kindes die Erwerbstätigkeit unterbrechen oder einstellen muss, kommt es zu unterschiedlichen Veränderungen der Konfliktauszahlungen. So kann eine Situation entstehen, die in der Spieltheorie als *Gefangenendilemma* bezeichnet wird. Eine Entscheidungssituation wird als Gefangenendilemma bezeichnet, wenn sich beide Akteure durch die Wahl kooperativen Verhaltens im Vergleich zur nicht-kooperativen Lösung besser stellen können, sich jedoch jeder Akteur durch einseitige nicht-kooperative

⁹ Es wird zwar davon ausgegangen, dass es bei der immer wiederkehrenden Entscheidungssituation zu einer Verschlechterung der Verhandlungsposition des Betroffenen im Vergleich zum Partner kommen kann, diese aber relativ klein ist und der dazukommende Gewinn hingegen relativ groß ist. Damit ist es möglich, dass sich beide Partner besser stellen, auch wenn sich die Verhandlungsstärke verändert hat. Zusätzlich ist von einer Erhöhung der „Bereitschaft zu kooperativem Verhalten“ aufgrund des Interesses am Fortführen der Haushaltsgemeinschaft auszugehen, auch wenn durch nicht-kooperatives Verhalten kurzfristig individuelle Vorteile möglich wären (Ott (1989, S. 102).

¹⁰ Ausgenommen davon sind unspezifische Tätigkeiten, die kein betriebsspezifisches Humankapital benötigen und Erwerbsunterbrechungen, die mit einer Wiedereinstellungsgarantie und somit mit dem Erhalt des betriebsspezifischen Humankapitals verbunden sind (Ott, 1989, S. 102).

Verhaltensabweichung, d. h. bei Kooperation des anderen Akteurs, weiterhin besserstellen kann (Ott, 1989, S. 103).

In Abbildung 2 ist eine Gefangenendilemma-Situation bezüglich einer Fertilitätsentscheidung dargestellt. Unter der Annahme, dass eine Entscheidung zu Gunsten eines Kindes das Nutzenniveau beider Partner unter sonst unveränderter Verteilung innerhalb der Partnerschaft erhöhen würde, gibt es im Bereich, der zwischen den Punkten B und C liegt, Lösungspunkte, welche eine Verbesserung für beide Partner hinsichtlich Ausgangspunkt A (Status quo) darstellen. Allerdings bewegt sich Konfliktpunkt D_1 nach D_2 , da die Erwerbsunterbrechung zu einer Verschlechterung der Konfliktauszahlung, des von der Erwerbsunterbrechung betroffenen Partners, führt. Damit wird auch die interne Verteilung neu geordnet, wodurch sich die kooperative Lösung zu Punkt E verschiebt. Dies wiederum führt zum Nutzenniveau U_2^f des durch die Verhandlungsposition benachteiligten Partners, welches unter dem Ausgangsnutzenniveau U_1^f (Status quo) liegt. Für die Entscheidung ein Kind zu bekommen, folgert Ott: „Soweit die Person diese Verschlechterung ihrer individuellen Wohlfahrtslage antizipiert, wird sie der Entscheidung für ein Kind nicht zustimmen und es werden mögliche Wohlfahrtsgewinne des Haushalts nicht realisiert.“ (1989, S. 104; vgl. Ott, 1995, S. 90).

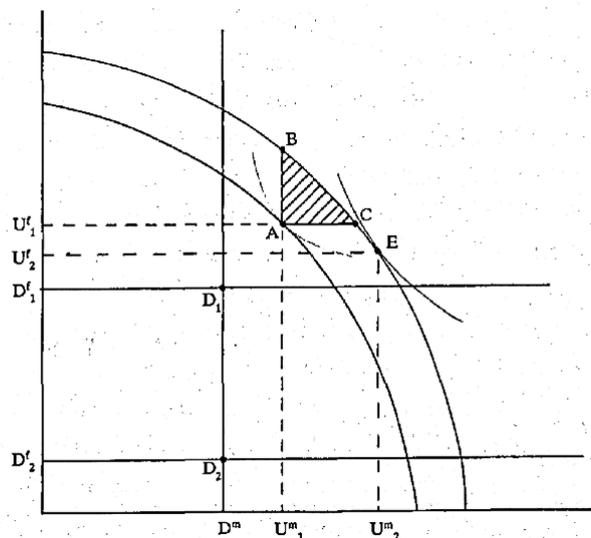


Abbildung 2: Fertilitätsentscheidung als Gefangenendilemma

Quelle: Ott, 1989, S. 103.

Diese dilemmatische Situation könnte im Prinzip durch eine pareto-optimale Lösung entkräftet werden, indem eine interne Verteilung zwischen den Partnern ausgehandelt wird, die unabhängig von der Verhandlungsposition ist. Allerdings stehen diese Absprachen auf unsicherem Grund, da Anreize bestehen, von diesen abzuweichen. So tritt die Verschiebung des Konfliktpunktes unmittelbar und fast ohne Möglichkeit der Rückgängigmachung ein. Der Inhalt der Absprachen bezieht sich allerdings auf die Verteilung im kompletten Folgezeitraum. Für den durch die Verhandlungsposition begünstigten Partner besteht ein Anreiz sich weiterhin besser zu stellen, da dieser auf Basis des neuen Konfliktpunktes nachverhandeln kann. Für den benachteiligten Partner besteht ein Zwang, auf diese Verhandlung einzugehen, da dieser dann immer noch besser gestellt ist als im Konfliktfall;

das Nutzenniveau für diese Person ist nach der weiteren Verhandlung immer noch größer als im Konfliktfall ($U_2^f > D_2^f$) (Ott, 1989, S. 104).¹¹

Wenn eine Person also ihre Erwerbstätigkeit im Vertrauen auf die zukünftige Realisierung der ausgehandelten Verteilung aufgibt oder zumindest unterbricht, besitzt der Partner dieser Person einen erhöhten Anreiz zum Bruch dieser Vereinbarung im Nachhinein, da für diesen die Möglichkeit zur individuellen Verbesserung besteht. Die von der Erwerbsunterbrechung betroffene Person steht im Konfliktfall nicht nur vor vermindertem möglichem Einkommen durch die Spezialisierung auf Hausarbeit, sondern auch vor dem Risiko, sich im Laufe des gemeinsamen Haushalts in langfristiger Sicht schlechter zu stellen. Eine Entscheidung zu einem Kind wird folglich nur positiv ausfallen, „wenn das Risiko, daß diese Machtposition ausgenutzt wird, hinreichend gering ist, wenn sie [die potentiell benachteiligte Person, J.W.] also sicher sein kann, daß die vereinbarte Verteilung in der Zukunft auch realisiert wird. Anderenfalls ist es die bessere Strategie, Entscheidungen, die die eigene Verhandlungsposition erheblich schwächen, nicht zuzustimmen.“ (Ott, 1989, S. 105; vgl. Ott, 1995, S. 89).

Aufgrund der, in Abschnitt 2.1.2 bereits beschriebenen, geschlechtsspezifischen Einkommensunterschiede schreibt Ott (1989, S. 105) eine Erwerbsunterbrechung den Frauen zu. Diese stehen somit in einer asymmetrischen Situation und sind durch einen Machtmissbrauch der Männer bedroht, auch wenn theoretisch eine Erwerbsunterbrechung und somit eine asymmetrische Situation zu Ungunsten der Männer möglich ist.¹²

Für die Fertilitätsentscheidung zu weiteren Kindern bedeutet ein Machtmissbrauch des durch die Verhandlungsposition begünstigten Partners den Aufbau von Misstrauen des benachteiligten Partners über die Verlässlichkeit des Partners. In ähnlichen Situationen – in diesem Fall der Entscheidung zu weiteren Kindern – wird die benachteiligte Person keiner weiteren Schlechterstellung ihrer Verhandlungsposition mehr zustimmen, was für die Entscheidung zu weiteren Kindern von Bedeutung sein kann. Konkret ist also bei einer zeitlichen Ausdehnung der Erwerbsunterbrechung oder vollkommenen Aufgabe der Erwerbstätigkeit durch die Geburt weiterer Kinder mit einer weiteren Verschlechterung der Verhandlungsposition zu rechnen. Kam es bereits beim ersten Kind zu einer Verstärkung der asymmetrischen Situation zu Ungunsten der benachteiligten Person, so wird sich diese einer weiteren Schlechterstellung ihrer Verhandlungsposition verweigern (Ott, 1989, S. 108–109).

Ott (1989, S. 110–112) führt weiterhin Überlegungen zum sozialen Wandel von Bildung und Frauenerwerbstätigkeit aus: So haben die traditionellen geschlechterspezifischen komparativen Vorteile der Familie durch die gestiegene Bildung von Frauen, den damit höheren Karrierechancen und der faktisch deutlich gestiegenen Frauenerwerbstätigkeit auf der einen Seite und auf der anderen Seite durch die gestiegene Substitution von Hausarbeit durch Marktgüter und den Preisrückgang dieser Haushaltsgüter¹³ deutlich abgenommen. „Heutzutage“ kann ein Ein-Personen-Haushalt mit einem geringen Niveau an Hausarbeit

¹¹ Dieser Mechanismus gilt auch für Situationen, in denen kein Gefangenendilemma vorliegt (Ott, 1989, S. 104).

¹² Ott (1989, S. 105) geht noch etwas präziser auf die geschlechtsspezifischen Unterschiede ein: „Aufgrund der unterschiedlichen geschlechtsspezifischen Lohnsätze dürfte jedoch in den meisten Familien eine Erwerbsunterbrechung des Mannes zu einer geringeren Verschiebung der Nutzengrenze führen – wenn nicht sogar zu einer Reduzierung –, so daß eine derartige Lösung von vorne herein ineffizient wäre und daher gar nicht zur Verhandlung steht. Bei einer Einigung auf die pareto-optimale Lösung entsteht also in den meisten Fällen eine Machtposition des Mannes, da nur er sich durch Verletzen der Vereinbarung individuell besserstellen kann.“

¹³ Ott (1989, S. 110) führt als Beispiele „technische Haushaltsgeräte statt Hausangestellte [und] Neukauf statt Reparatur von Kleidung“ an.

bereits eine gehobene Wohlfahrt erlangen. In das spieltheoretische Modell eingebettet, zielt diese Argumentation auf eine Erhöhung der Konfliktauszahlung von Erwerbstätigen und vor allem von Frauen im Zeitverlauf ab, da diese erhebliche Einkommenszuwächse zu verzeichnen haben. Die Konfliktauszahlung von nichterwerbstätigen Personen hat sich im Verlauf der Zeit allerdings, wenn überhaupt, nur geringfügig erhöht. Werden die Veränderungen der Konfliktauszahlungen und die geringeren Spezialisierungsgewinne durch Konzentration auf Hausarbeit zusammen betrachtet, dann wird ersichtlich, dass sich die relative Verhandlungsposition im Fall einer Unterbrechung der Erwerbstätigkeit verschlechtert hat und damit das Auftreten des Szenarios von Fertilitätsentscheidungen als Gefangenendilemma-Situation deutlich gewachsen ist. Daraus schließt Ott, dass in Familien häufiger die Entscheidung gegen ein Kind getroffen wird, da dies als „suboptimale, aber sichere Lösung [...] auf gestiegene *individuelle* Risiken bei traditioneller Rollenverteilung“ (S. 112) zu verstehen ist.¹⁴

2.2.2 Kritik am verhandlungstheoretischen Ansatz nach Ott

Der hier vorgestellte verhandlungstheoretische Ansatz von Ott (1989, 1995) ist, wie bereits erwähnt, in die ökonomische Theorietradition einzuordnen. Somit treffen diesbezügliche Kritikpunkte (vgl. Kapitel 2.1.2) auch auf diesen Ansatz zu. Dies betrifft die Kritik an der Handlungstheorie der rationalen Wahl, an der Konsumgutanalogie von Kindern und der Marktsituation, wie auch die Kritik an der Erklärungskraft der Nutzen- und Kostenkomponenten in modernen Industriegesellschaften sowie an der geringen Berücksichtigung von gesellschaftlichen, strukturellen, kulturellen und anderen Bedingungen.

In verhandlungstheoretischen Modellen besteht das Problem einer adäquaten Bestimmung des Konfliktpunktes (Bauer & Kneip, 2011, S. 231–232; Braun, 2000, S. 303). So argumentiert Fehn (1998, S. 94–95), dass nicht wie bei Ott (1989) das Single-Dasein, sondern eine erneute Partnerschaft als relevante langfristige Alternative anzusehen ist und somit eher als Konfliktpunkt verwendet werden sollte. Bauer und Kneip (2011, S. 231–232) verweisen darauf, dass die Ermittlung des Alternativnutzens nicht nur wie im verhandlungstheoretischen Modell nach Ott auf Ressourcen basiert, sondern dass auch andere Indikatoren wie Partnerschaftsmarktstrukturen und das „principle of least interest“ (vgl. Waller, 1938) zur Bestimmung des Konfliktpunktes genutzt werden können. In Bezug auf die richtige Bestimmung des Konfliktpunktes, und wie in Kapitel 3 gezeigt wird, verweisen verschiedene Autoren darauf (vgl. McElroy & Horney, 1981; Grossbard-Shechtman, 1995), dass eine verhandlungstheoretische Modellierung im Vergleich zu den klassischen Modellen der Familienökonomie im Wesentlichen analoge Ergebnisse liefert (vgl. Braun, 2000, S. 303).

Im verhandlungstheoretischen Ansatz nach Ott ist ein grundlegender Aspekt, dass die Realisierung eines Kinderwunsches abgelehnt werden kann. Es bleibt allerdings unbeantwortet, wie die Entscheidung im Konfliktfall ausfällt, wenn ein Kinderwunsch realisiert werden möchte. Wenn die Interessen der Partner gleichgerichtet sind und beide aus dem Ergebnis der Verhandlung einen Nutzengewinn ziehen können, dann ist die Entscheidungsfindung zwischen den Partnern unproblematisch (Bauer & Jacob, 2010, S. 36–37). Im Konfliktfall stellt sich die Frage nach möglichen Entscheidungsregeln, die den Konflikt auflösen und die Distribution von Ressourcen und Aufgaben innerhalb der Partnerschaft

¹⁴ Ott (1989, S. 112) verweist auch darauf, dass die häufigere Gefangenendilemma-Situation in der Verbindung mit der Realisierung einer geschlechterspezifischen Arbeitsteilung zu einer Belastung der Partnerschaft führen kann und somit unter Umständen als Faktor der Erhöhung der Scheidungszahlen anzusehen ist.

bestimmen (Bauer & Jacob, 2010, S. 36–37). Corijn et al. (1996) haben verschiedene Entscheidungsregeln in diesem Fall beschrieben, die zum Teil auf Thomson (1990) zurückgehen. Diese beziehen sich auf das Entscheidungsgewicht der Partner in der Verhandlungssituation und gehen nicht nur vom ökonomischen Kalkül aus, sondern beinhalten auch gesellschaftliche und kulturelle Einflüsse (Bauer & Jacob, 2010, S. 36–37).

In einer sparsamen Entscheidungsregel wird zunächst davon ausgegangen, dass Entscheidungen entweder von Männern oder Frauen getroffen werden. Als *patriarchal rule* wird dabei die Entscheidung des Mannes über die Geburt eines (weiteren) Kindes bezeichnet, die Frau hat bei dieser Entscheidungsregel keinen Einfluss. Die *sphere of interest rule* beschreibt, dass der Partner am einflussreichsten ist, welchen die Entscheidung am stärksten betrifft. Da die Geburt und die Erziehung traditionellerweise die Frau stärker betrifft, nehmen Corijn et al. (1996, S. 118–119) an, dass Entscheidungen bezüglich der Fertilität in die Interessenlage der Frau fallen und somit die Frau nach dieser Regel die Entscheidung trifft. Die *power rule* besagt, dass der Partner mit der größeren Macht die Entscheidung trifft. Die Macht ergibt sich dabei aus der Menge an Ressourcen im Vergleich zum Partner. Bildung wird dabei als Determinante der Ressourcen angesehen. Daraus folgt, dass der höher gebildete Partner die größere Macht besitzt und die Entscheidung fällt. Als *egalitarian rule* wird eine Entscheidungsregel bezeichnet, bei der beide Partner einen Einfluss auf die Entscheidung nehmen. Das Ergebnis dieser Verhandlung ist als Kompromiss anzusehen und liegt zwischen den individuellen Präferenzen der Partner (Corijn et al., 1996, S. 118–119).

Verschiedene Studien (vgl. Bauer & Jacob, 2010; Bauer & Kneip, 2011, 2013; Corijn et al., 1996) zeigen, dass diese Entscheidungsregeln einen Teil zur Erklärung von Fertilitätsentscheidungen beitragen und somit die theoretische Erklärungskraft verhandlungstheoretischer Modelle erhöhen.

3. Gesellschaftliche Rahmenbedingungen des fertilen Verhaltens und Hypothesenableitung

In diesem Kapitel werden die Determinanten *Bildung, Erwerbstätigkeit und Partnerschaft* des fertilen Verhaltens betrachtet. Dem Erklärungsschema des methodologischen Individualismus folgend, stehen damit die Logik der Situation und die Verknüpfung mit der Logik der Selektion im Mittelpunkt. In Bezug auf Letzteres werden schließlich Hypothesen aus den vorgestellten Theorien zum Einfluss der Determinanten auf die Familiengründung und -erweiterung abgeleitet, womit eine Verbindung zwischen analytischem und empirischem Primat hergestellt wird. Weiterhin werden in diesem Kapitel empirische Befunde zu den Determinanten vorgestellt. Der Einfluss der sozialstrukturellen Merkmale Bildung, Erwerbstätigkeit und Partnerschaft auf die Familiengründung und Familienerweiterung in Deutschland ist für Frauen umfangreich erforscht worden. Dabei ist eine Vielzahl von empirischen Studien zur Familiengründung und im Vergleich dazu eine relativ kleine Anzahl an Studien zu verzeichnen, die sich mit der Familienerweiterung beschäftigen. Die Untersuchung von Männern und der Einfluss von Merkmalen des Partners (Beschäftigungsstatus und Bildung) sowohl auf Frauen wie auf Männer ist erst in der letzten Dekade mit größerem Interesse verfolgt worden, womit es nur eine geringe Anzahl empirischer Studien zu dieser Thematik gibt. Ein ähnlicher Stand ist für Studien zu Partnerschaften und Partnerschaftsverläufen zu konstatieren, wobei diese noch seltener

vertreten sind (vgl. u. a. Pavetic, 2009, S. 11; Bauer & Kneip, 2011, S. 228 für eine Darstellung des Forschungsstandes).¹⁵

Zunächst wird jede der drei Determinanten aus der Logik der Situation heraus bestimmt. Die Geburtenentwicklung, ein Prozess, der sich u. a. durch eine zeitliche Dimension auszeichnet, unterliegt dem Einfluss sozialen Wandels und ist selbst als solcher aufzufassen. Hier geht es jeweils um die Frage, inwiefern sich Bildung, Erwerbstätigkeit und Partnerschaft seit den 1940er Jahren gewandelt haben und sich somit soziale Bedingungen für die Akteure verändern. Sozialer Wandel bezeichnet in einer sparsamen Definition, „die in einem Zeitabschnitt erfolgten Veränderungen in einer Sozialstruktur.“ (Rammstedt, 1995, S. 734). Empirisch zu fassen, ist sozialer Wandel durch die Verwendung eines distributiven Strukturbegriffs, der den sozialen Wandel durch die Veränderungen von Verteilungskennziffern abbildet (Meulemann, 2006, S. 332). In Bezug auf die Logik der Situation und somit auf den individuellen Akteur soll sozialer Wandel „als Veränderung der typischen Bedingungen – oder genauer: Handlungsbedingungen“ (Kopp, 2002, S. 33) verstanden werden.

Dabei werden in jedem Abschnitt Unterschiede zwischen Ost- und Westdeutschland berücksichtigt, die letztendlich in unterschiedlichem fertilem Verhalten zum Ausdruck kommen können: „Bei allen übergreifenden sozioökonomischen, historischen, kulturellen wie mentalen Gemeinsamkeiten beider deutscher Staaten, die sich auch in weitgehenden Konvergenzen der Funktionen und Strukturen von Familien widerspiegeln, gab es doch auch aufgrund der gegensätzlich strukturierter[n] Wirtschafts- und Sozialordnungen sowie der politischen Systeme, der konträren institutionellen Strukturen sowie Divergenzen in der Sozialgesetzgebung, deutliche Unterschiede und Besonderheiten zwischen der Bundesrepublik Deutschland und der DDR.“ (Wendt, 1993, S. 4).

Auf Kernaspekte dieser Unterschiede wird nun vorab kurz eingegangen. Ein wesentliches Ziel der Sozial- und Bevölkerungspolitik in der DDR bestand darin, den Bestand der Eltern- generation zu sichern. Zu diesem Zweck verfügte die Sozial- und Bevölkerungspolitik der DDR über eine breite Palette an materiellen und finanziellen Leistungen sowie an arbeits- zeitlichen Vergünstigungen. Zu nennen sind beispielsweise die bevorzugte Wohnungs- vergabe, Ehekredite und Kindergeld. Zudem zeichnete sich die DDR durch einen umfangreichen und flächendeckenden Versorgungsgrad an Kinderbetreuungseinrichtungen aus (Wendt, 1993, S. 11).

Im Gegensatz dazu wurden Heirat sowie Kinderbetreuung und entsprechende sozial- politische Regelungen in Westdeutschland für viele Jahrzehnte als Angelegenheit betrachtet, die in der Privatsphäre des Individuums liegen. Die Ausgestaltung sozialpolitischer Regelungen war an dem tradierten *Male-Breadwinner-Model* orientiert, wonach verheiratete Frauen die Heimarbeit übernahmen oder einer Teilzeiterwerbstätigkeit nachgingen (Blossfeld, 2013, S. 72).

Schließlich ist hier auf die Wiedervereinigung der beiden deutschen Staaten hinzuweisen. Im Zuge der Wiedervereinigung verlief ein tiefgreifender Prozess der politischen, wirtschaft- lichen, gesellschaftlichen und kulturellen Integration und Adaption in den neuen Bundesländern (Lauterbach, Huinink & Becker, 1994, S. 176; vgl. Zapf, 1993). Demnach sind

¹⁵ Für eine umfangreiche Auflistung empirischer Studien, die der Frage nach dem Einfluss der hier betrachteten sozialstrukturellen Merkmale auf die Familiengründung und -erweiterung nachgehen, sei auf Wiescholek, 2014 (S. 17) verwiesen. In dieser Auflistung wird nach der Akteursebene differenziert. Die Auswahl besitzt keinen Anspruch auf Vollständigkeit.

langfristige Angleichungsprozesse in den neuen Bundesländern an westdeutsche Muster der Erwerbsbeteiligung und Familienbildung sowie -erweiterung zu vermuten (Lauterbach et al., 1994, S. 175–176; Wendt, 1993, S. 113). In der kurzfristigen Übergangsphase ist eine anomische Verhaltensänderung zu erwarten, die aufgrund „sozialer Unsicherheiten und Orientierungslosigkeit“ zu einem äußerst zurückhaltendem generativem Verhalten führt, „da Kinder die gerade jetzt [Zeitraum der Wiedervereinigung, J.W.] notwendige soziale und räumliche Mobilität erschweren würden.“ (Wendt, 1993, S. 113).

Huinink, Kreyenfeld und Trappe (2012, S. 10) verweisen darauf, dass die ostdeutschen Geburtskohorten bis Anfang der 1960er Jahre nicht von den Transformationsprozessen im Zuge des Systemumbruchs betroffen waren. Die fertile Phase der Geburtsjahrgänge der ausgehenden 1960er Jahre fiel hingegen in diese Phase der Transformation. So bekam die Mehrzahl der Personen dieser Jahrgänge ihr erstes Kind noch in der DDR, während die Entscheidungen für zweite und dritte Kinder in den Zeitraum nach der Wiedervereinigung fielen. Für Personen, die nach 1970 geboren wurden, verlief die fertile Phase erst nach der Wende, aber in einen Zeitraum, der durch drastische Veränderungen des Arbeitsmarktes in Ostdeutschland verbunden war. Die Fertilitätsphase der Geburtskohorten der 1980er Jahre vollzog sich schließlich vollständig im wiedervereinigten Deutschland.

Die Frage nach dem Einfluss der Wiedervereinigung auf das fertile Verhalten ist allerdings nicht Gegenstand dieser Arbeit und bildet einen Untersuchungsgegenstand an sich (vgl. u. a. Kreyenfeld, 2006), weshalb auf eine tiefgreifende theoretische wie empirische Betrachtung verzichtet wird.

3.1 Bildung

Mit dem Übergang von vorindustriellen, agrarisch-geprägten Gesellschaften zu industriellen Gesellschaften gingen vielfältige, miteinander verbundene Wandelungsprozesse einher. In modernen Gesellschaften, die durch wachsende Komplexität von wirtschaftlichen, technischen, politischen und nicht zuletzt gesellschaftlichen Zusammenhängen charakterisiert sind, stellt Bildung eine bedeutende Determinante sozialer Ungleichheit dar, die mit verschiedenen Ungleichheitsdimensionen tiefgreifend verknüpft ist (Klein, 2005, S. 228, 233; Hradil, 1999, S. 144–145). In diesem Zusammenhang wirkt Bildung unter anderem als Schlüsselmechanismus für Integration und Positionierung auf dem Arbeitsmarkt und diese bestimmt wiederum die Einkommenshöhe (Klein, 2005, S. 228, 233; Hradil, 1999, S. 144–145). Aufgrund dieser Schlüsselposition im gesellschaftlichen Gefüge ist zu vermuten, dass Bildung ein wesentlicher Einflussfaktor für familiale Entscheidungen ist.

3.1.1 Bildungsexpansion

Veränderungen in Aspekten der Bildung sind einer der wesentlichen Prozesse des gesellschaftlichen Wandels und werden meist unter dem Begriff *Bildungsexpansion* gefasst. Historisch lässt sich die Bildungsexpansion in Deutschland bis zur Alphabetisierung der Bevölkerung zurückführen (Klein, 2005, S. 233). Im Kontext dieser Arbeit ist allerdings der „Schub“ der Bildungsexpansion ausgehend von den 1960er Jahren von tiefergehendem Interesse.¹⁶ Mit der Bildungsexpansion seit den 1960er und vor allem in den 1970er sowie 1980er Jahren „ist eine enorme Ausdehnung des Bildungswesens verbunden, die zu einem Ausbau der Realschulen, Gymnasien und auch Fachschulen, Fachhochschulen und Uni-

¹⁶ Dieser „Schub“ der Bildungsexpansion wird im Folgenden vereinfachend als „Bildungsexpansion“ bezeichnet.

versitäten führte“ (Leim, 2008, S. 67–68) und somit den Zutritt zu höheren Schul- und Ausbildungsmöglichkeiten stark vergrößert hat (Hradil, 1999, S. 154–155). Entsprechend ist der Anteil an SchülerInnen, die weiterführende Schulen besuchen und somit auch die Dauer des Bildungsbesuchs gestiegen (Hradil, 1999, S. 154–155). Es wird angenommen, dass erst Personen ab den Geburtskohorten 1940 an der Bildungsexpansion partizipieren, da Personen die vor 1940 geboren wurden, allgemeinbildende Schulbildung und weiterführende Bildungswege weitestgehend vor dem Einsetzen der Bildungsexpansion besucht haben (Klein, 1993, S. 302).

Von der ehemals vorherrschenden Dominanz des Besuchs der Hauptschule ist im Verlauf der Bildungsexpansion eine Transition zum Besuch der Realschule und des Gymnasiums zu beobachten. Diese Entwicklung der Umverteilung der Schulformen schlägt sich auch in den entsprechenden Schulabschlüssen nieder (Huinink & Schröder, 2008, S. 114; Leim, 2008, S. 67–68; Hradil, 1999, S. 154–155).

Ein weiterer Aspekt der Bildungsexpansion ist die Nivellierung von geschlechterspezifischen Bildungsungleichheiten. Vor den 1950er Jahren wurden in Westdeutschland weiterführende und höhere Bildungseinrichtungen vornehmlich von Jungen bzw. Männern besucht. In den 1950er Jahren stieg der Anteil an Mädchen bzw. Frauen in weiterführenden und höheren Bildungseinrichtungen allmählich. Dennoch nahm auch in den 1960er Jahren ihr Anteil in Bildungseinrichtungen mit deren Höhe ab. Die Bildungsbeteiligung von Frauen und Mädchen hat seitdem mit großen Schritten zugenommen und bis Mitte der 1990er Jahre den Anteil der Jungen bzw. Männer im allgemeinbildenden Schulsystem übertroffen (Hradil, 1999, S. 157).

Auch im beruflichen Ausbildungssystem ist eine Zunahme des Anteils von Frauen und Übertreffen des Anteils von Männern im Verlauf der Bildungsexpansion zu verzeichnen (Hradil, 1999, S. 158–159). Allerdings besteht eine geschlechtsspezifische Segregation des Ausbildungsmarktes. So sind Frauen bei Ausbildungen im dualen System in der Minderheit, während sie in vollzeitschulischen Berufsausbildungen überrepräsentiert sind (Huinink & Schröder, 2008, S. 146). Im Hochschulbildungssystem hat sich der Anteil an Frauen unter den Absolventen auf fast 50 Prozent bis zum Jahr 2009 erhöht, wobei bei folgenden höherwertigen Qualifikationen der Anteil an Frauen geringer ausfällt (Statistisches Bundesamt, 2011, S. 63).

Die von den 1960er Jahren ausgehende Bildungsexpansion hat also vor allem die Bildungsbeteiligung über den Lebensverlauf und den Anteil beruflicher und höherer Bildungsabschlüsse von Frauen deutlich erhöht (Blossfeld, 2011, S. 398; Blossfeld & Jaenichen, 1992, S. 306). So hält Hradil (1999, S. 160) fest, dass „Frauen als die Gewinner der Bildungsexpansion gelten. Sie haben die neu geschaffenen Bildungsmöglichkeiten überproportional genutzt. [...] Weibliche Absolventen haben die männlichen nicht nur überholt, sie erwerben heute im Durchschnitt auch bessere Noten.“

Die Beschreibung des Verlaufs der Bildungsexpansion bezieht sich bis 1990 auf Westdeutschland. Auch in der DDR ist eine Bildungsexpansion zu verzeichnen. Diese war zunächst von höherer Geschwindigkeit geprägt als in der Bundesrepublik, verlangsamte sich jedoch

und blieb seit den 1970er und 1980er Jahren hinter der Entwicklung der Bundesrepublik zurück (Klein, 2005, S. 238).¹⁷

Hinsichtlich der Bildungsexpansion wird in der sozialwissenschaftlichen Forschung der sogenannte *Institutioneneffekt* kritisch diskutiert (vgl. bspw. Blossfeld & Huinink, 1991 vs. Brüderl & Klein, 1991). Der Institutioneneffekt beschreibt einen Aufschub der Fertilität aufgrund der Zunahme von höhergebildeten Personen im Zuge der Bildungsexpansion, die länger im Bildungssystem verbleiben (vgl. u. a. Blossfeld & Huinink, 1991; Blossfeld & Jaenichen, 1992). Dieser Effekt wird mit normativen Erwartungen und finanziellen Abhängigkeiten von Eltern und/oder Staat (Blossfeld & Huinink, 1989, S. 158) sowie der schwer zu vereinbarenden Betreuungspflicht von Kleinkindern (Statistisches Bundesamt, 2011, S. 35) während der Ausbildungsphase begründet. Im Kern dieser Kontroverse geht es darum, ob der Institutioneneffekt lediglich eine aufschiebende Wirkung (vgl. bspw. Blossfeld & Jaenichen, 1992) oder familienökonomischen Überlegungen zu Folge auch eine senkende Wirkung auf die Fertilität (vgl. bspw. Brüderl & Klein, 1993) besitzt.

Mit den Daten des Mikrozensus untersucht Kreyenfeld (2007, S. 100-101) bildungsspezifische Unterschiede im Übergang zur ersten Mutterschaft von ost- und westdeutschen Frauen. Sie kommt mit bivariaten Analysen zu dem Ergebnis, dass Frauen mit höherer Bildung später in die erste Mutterschaft übergehen, wobei sich für westdeutsche Frauen große Unterschiede im Erstgeburtsverhalten nach dem Bildungsniveau zeigen, während diese für ostdeutsche Frauen wesentlich geringer ausfallen. Ostdeutsche Frauen bekommen zudem ihr erstes Kind früher als westdeutsche Frauen.

Kopp (2002, S. 123-124) verweist mit einer Analyse des Familiensurveys auf einen negativen Effekt höherer Bildung bei Frauen auf den Übergang zum ersten und zweiten Kind in Ostdeutschland, während für ostdeutsche Männern Bildung keinen Effekt zeigt.

Neben den empirischen Studien, die sich jeweils auf den Einfluss von Bildung auf die Familiengründung und -erweiterung von Frauen oder Männern beschränken, gibt es eine kleine Zahl von Studien, die den Einfluss der Bildung des Partners und der Bildungsrelation zwischen den Partnern nachgeht.

Bauer und Jacob (2010, S. 31, 52, 53) stellen bei Untersuchung allgemeiner und beruflicher Bildungsabschlüsse von Paaren in Deutschland fest, dass homogam gebildete Partnerschaften am häufigsten eine Familie gründen und Paare, die sich durch eine höhere Bildung der Frau im Vergleich zum Mann auszeichnen, am stärksten von Kinderlosigkeit betroffen sind. Unter homogam gebildeten Paaren neigen höher gebildete Paare eher zur Kinderlosigkeit. Beim Vergleich des Einflusses von Merkmalen des Mannes und der Frau zeigt das Bildungsniveau der Frau einen größeren Einfluss. Weiterhin haben berufliche Bildungszertifikate einen größeren Einfluss auf den Übergang zum ersten Kind als allgemeinbildende Abschlüsse.

Wirth (2007, S. 193–194) kommt zu ähnlichen Ergebnissen für Westdeutschland. Sie stellt fest, dass ein hohes Bildungsniveau der Frau sowie eine Bildungskonstellation, bei der die Frau höher als der Mann gebildet ist, negativ auf den Übergang zum ersten Kind wirken. Das Bildungsniveau des Partners hat insgesamt eine „nachrangige Bedeutung“ für die

¹⁷ Für eine detaillierte Darstellung der Bildungsentwicklung der vergangenen Dekaden in Deutschland sei unter anderen auf Blossfeld und Shavit (1993), Schimpl-Neimanns (2000) und Müller und Haun (1993, 1994) verwiesen.

Familiengründung. Allerdings verweist sie in Hinblick auf die weiteren Determinanten darauf, dass der Grad der Institutionalisierung der Partnerschaft (positive Wirkung) und die Erwerbsbeteiligung von Frauen (negative Wirkung) stärkere Effekte zeigen.

Eine Untersuchung von Klein (2003, S. 506, 523, 524) zeigt für Deutschland, dass Frauen mit Fachhochschul- oder Hochschulabschluss im Vergleich zu Frauen, die höchstens einen Hauptschulabschluss besitzen, und das Bildungsniveau Abitur des Partners positiv auf die Familienerweiterung wirken.

3.1.2 Hypothesenableitung zum Einfluss von Bildung auf die Familiengründung und Familienerweiterung

In diesem Kapitel werden Hypothesen zum Einfluss von Bildung auf die Familiengründung und -erweiterung abgeleitet. Dabei wird Bildung als Indikator für Einkommen und somit auch für die Opportunitätskosten von Kindern verwendet. Diese Vorgehensweise wird häufig im Kontext familienökonomischer Theorien angewandt (Klaus, 2010, S. 117) und ist aufgrund der meist sehr hohen Fehlwerte in der Abfrage des Einkommens in sozialwissenschaftlichen Erhebungen dem Einkommen vorzuziehen.

Zunächst wird von einer geschlechterlosen Arbeitsteilung ausgegangen. Der Partner mit den geringeren Opportunitätskosten (niedrigeres Bildungsniveau) übernimmt die Hausarbeit und der andere Partner mit dem höheren Einkommenspotential (höheres Bildungsniveau) übernimmt die Erwerbstätigkeit. Diese Ausführungen beziehen sich somit nicht auf den verhandlungstheoretischen Ansatz, da für diesen die geschlechterspezifische Arbeitsteilung für die Hypothesenableitung von großer Wichtigkeit ist. Die Ableitung von Hypothesen aus dem verhandlungstheoretischen Ansatz wird somit auf geschlechterspezifische Arbeitsteilung beschränkt. Im Anschluss an die geschlechterunspezifischen Hypothesen werden geschlechterspezifische Hypothesen sowohl aus familienökonomischen als auch aus verhandlungstheoretischen Überlegungen abgeleitet.

Nach dem bereits vorgestellten familienökonomischen Ansatz lassen sich zwei Einflüsseffekte – Opportunitätskosten- und Einkommenseffekt – unterscheiden. Unter der Annahme geschlechtsunspezifischer Arbeitsteilung und Bildung als Indikator für Einkommen, d. h., dass Bildung mit dem Einkommen positiv korreliert, führt die Zunahme der Bildungsqualifikation zu einer Erhöhung der Opportunitätskosten und somit zu einer Abnahme der Übergangsbereitschaft zu einem (weiteren) Kind.

H1a: Mit steigendem Bildungsniveau nimmt die Übergangsbereitschaft zum ersten, zweiten und dritten Kind ab.

Dem Opportunitätskosteneffekt steht der Einkommenseffekt entgegen. Nach diesem erhöht sich mit steigendem Bildungsniveau das Einkommen, welches sich wiederum positiv auf die Übergangsbereitschaft zu einem (weiteren) Kind auswirkt. Die von Becker getroffene Differenzierung in Qualität und Quantität von Kindern führt dazu, dass sich mit der Erhöhung des Bildungsniveaus und damit des Einkommens sowohl ein positiver als auch negativer Effekt auf die Kinderzahl ableiten lässt. Damit bleibt die Richtung des Einkommenseffekts beim Übergang zum zweiten und dritten Kind offen. Wie in Abschnitt 2.1.1 beschrieben, verweist Becker allerdings auf die Tendenz, dass in modernen Gesellschaften die Qualität die Quantität von Kindern dominiert (vgl. 1982, S. 198).

H1b: Mit steigendem Bildungsniveau nimmt die Übergangsnéigung zum ersten, zweiten und dritten Kind zu.

H1c: Mit steigendem Bildungsniveau nimmt die Übergangsnéigung zum zweiten und dritten Kind ab.

In Bezug auf das Bildungsniveau des Partners ergeben sich analoge Hypothesen (vgl. Hypothese 1a, 1b und 1c). Auf eine Betrachtung der Bildungskonstellation von Partnerschaften wird in dieser Arbeit verzichtet. Es sei auf Bauer und Jacob (2010) und Wirth (2007) verwiesen, die sich explizit mit dem Einfluss der Bildungskonstellation von Partnerschaften auf die Familiengründung beschäftigt haben (vgl. Abschnitt 3.1.1).

In den bisher abgeleiteten Hypothesen wurde von einer geschlechterlosen Arbeitsteilung ausgegangen und die Annahme vertreten, dass der Partner mit den geringeren Opportunitätskosten und somit dem geringeren Verlust potentiellen Einkommens die Hausarbeit und Betreuung eines (weiteren) Kindes übernimmt. In der NHE und dem verhandlungstheoretischem Ansatz wird ursprünglich eine geschlechterspezifische Arbeitsteilung von Marktstätigkeit durch den Mann und Hausarbeit durch die Frau angenommen. Unter dieser Annahme gilt die abgeleitete Opportunitätskostenhypothese H1a nur für Frauen und nicht für Männer, da Männer nicht mit einer Erwerbsunterbrechung und somit nicht mit der Realisierung von Opportunitätskosten konfrontiert werden.¹⁸ Dennoch wird auch zwischen Qualität und Quantität von Kindern und somit einem negativen Einfluss des Bildungsniveaus unterschieden. Analoge Hypothesen werden mit Hilfe des verhandlungstheoretischen Ansatzes erlangt. So nehmen mit dem Bildungsniveau der Konfliktpunkt sowie die Antizipation eines möglichen Verlustes im Konfliktfall von Frauen zu. Je höher das Bildungsniveau, desto stärker sind die Einkommenseinbußen bei einer mit der Geburt eines (ersten) Kindes verbundenen Erwerbsunterbrechung. Durch die potentielle Verschlechterung der Verhandlungsposition der Frau bei der Geburt des ersten Kindes, aber auch bei der Geburt eines (weiteren) Kindes durch Aufgabe oder Unterbrechung der Erwerbstätigkeit, sollte die Übergangsnéigung zum ersten, zweiten und dritten Kind mit der Zunahme des Bildungsniveaus abnehmen. Für Männer ist aus den verhandlungstheoretischen Überlegungen zu vermuten, dass mit der Zunahme des Bildungsniveaus die Übergangsnéigung zum ersten, zweiten und dritten Kind steigt, da sie nicht mit Einkommenseinbußen konfrontiert werden und nach der Geburt eines Kindes zu ihren Gunsten „nachverhandeln“ können.

H2a: Mit steigendem Bildungsniveau der Frau nimmt die Übergangsnéigung zum ersten, zweiten und dritten Kind ab.

H2b: Mit steigendem Bildungsniveau des Mannes nimmt die Übergangsnéigung zum ersten, zweiten und dritten Kind zu.

¹⁸ Mit dem Einsetzen der Bildungsexpansion in den 1960er und vor allem 1970er und 1980er Jahren sind Kohorteneffekte zu vermuten, welche als Vermittler auf die Einkommens- und Opportunitätskostenhypothese wirken. Diese Modifizierung kann zum einen auf einen Kompositionseffekt zurückzuführen sein, d. h. eine Verschiebung der Anteile der Bildungsgruppen in der Population im Zuge der Bildungsexpansion oder es kann sich um Änderungen des fertilen Verhaltens handeln, die auch innerhalb der Bildungsgruppen wirken. Dabei sollten die ältesten Kohorten von geringer Intensität der Bildungsexpansion betroffen sein und die Bildungsexpansion von einer Kohorte zur nächsten stärker wirken. Mit der Zunahme der Intensität der Bildungsexpansion, so eine mögliche Hypothese, nimmt die Übergangsnéigung zu einem (weiteren) Kind ab. Für Männer werden keine kohortenspezifischen Interaktionseffekte des Opportunitätskosten- und Einkommenseffekts angenommen, da als wesentliche „Gewinner“ Frauen aus der Bildungsexpansion hervorgehen. Allerdings bilden diese Überlegungen nicht den Hauptgegenstand dieser Arbeit, da sie den Rahmen dieser übersteigen würden. Aus diesem Grund werden sie nicht weitergehend verfolgt.

H2c: Mit steigendem Bildungsniveau des Mannes nimmt die Übergangsnéigung zum zweiten und dritten Kind ab.

In Bezug auf Unterschiede zwischen Ost- und Westdeutschland können die stärkeren staatlichen Unterstützungspotentiale für Frauen in der ehemaligen DDR und die günstigen Betreuungsangebote in Ostdeutschland nach der Wiedervereinigung zu einer Abschwächung des Opportunitätskosteneffekts geführt haben, so dass verstärkt der Einkommenseffekt auf ostdeutsche Frauen wirkt. Somit sollte sich zunehmendes Bildungsniveau positiv auf den Übergang zum ersten Kind und entsprechend der Aspekte der Qualität und Quantität von Kindern negativ oder positiv auf die Geburt weiterer Kinder im Vergleich zu westdeutschen Frauen auswirken. Aufgrund der Notwendigkeit von Frauen als Arbeitskräfte in der ehemaligen DDR und der hohen Erwerbstätigkeit von Frauen ist zudem aus verhandlungstheoretischer Sicht die Verschiebung des Konfliktpunktes durch geringere Konsequenzen im Zuge einer Erwerbsunterbrechung und damit geringeren Einkommenseinbußen wesentlich kleiner als für westdeutsche Frauen, womit ebenfalls positive Effekte auf die Familiengründung und -erweiterung zu erwarten sind.¹⁹ Für Männer sind aus diesen theoretischen Aspekten keine Unterschiede zwischen Ost- und Westdeutschland zu vermuten.

H3a: Mit steigendem Bildungsniveau ostdeutscher Frauen nimmt die Übergangsnéigung zum ersten, zweiten und dritten Kind zu.

H3b: Mit steigendem Bildungsniveau ostdeutscher Frauen nimmt die Übergangsnéigung zum zweiten und dritten Kind ab.

Dem Argument des Institutioneneffekts folgend, sollten Personen, die sich im Bildungssystem befinden, eine geringere Übergangsnéigung zum ersten Kind aufweisen. Der Institutioneneffekt bezieht sich hauptsächlich auf die Familiengründung, da sich Personen beim Übergang zu weiteren Kindern seltener in einer Ausbildungsphase befinden. Dennoch ist auch für Personen, die bereits ein oder zwei Kinder geboren haben, ähnlich zur Familiengründung zu vermuten, dass sich das Befinden in einer Ausbildungsphase negativ auf die Übergangsnéigung zu einem weiteren Kind auswirkt.²⁰

H4: Personen in einer Ausbildungsphase haben eine geringere Übergangsnéigung zum ersten, zweiten und dritten Kind.

¹⁹ Die Überlegungen ostspezifischer Wirkungen des Bildungsniveaus sind hinsichtlich geringerer Bildungsrenditen, geringerer Lohnspreizung (vgl. Szydlik, 1993, S. 197) und damit geringer Opportunitätskosten in der ehemaligen DDR streitbar. Es lässt sich dementsprechend neben den Hypothesen 3a und 3b erwarten, dass es in der ehemaligen DDR keinen Zusammenhang zwischen Bildung und Fertilität gab. Auch nach der Wiedervereinigung ist, auf der einen Seite in Bezug auf weiterhin größere Betreuungspotentiale in Ostdeutschland und auf der anderen Seite hinsichtlich eines Angleichungsprozesses zur BRD (vgl. Zapf, 1993), der ostspezifische Einfluss von Bildung auf die Fertilität kritisch zu diskutieren.

²⁰ Der Institutioneneffekt ist Ausgangspunkt für weitere Hypothesen, die durch die Bildungsexpansion verlängerte Verweildaueraspekte im Bildungssystem als Argumentationsbasis nutzen. Zum einen ist ein Aufholprozess zu nennen. Wird davon ausgegangen, dass es keine bildungsspezifischen Variationen in der gewünschten Kinderzahl gibt, dann sollten Personen mit höherer Bildung, die länger im Bildungssystem verweilen, die gewünschte Kinderzahl in der kürzeren Phase bis zum Ende der fertilen Phase nachholen. Zum anderen wird die These vertreten, dass die gewünschte Kinderzahl aufgrund der kürzeren Phase bis zum Ende der fertilen Phase nicht realisiert wird (vgl. Abschnitt 3.1).

3.2 Erwerbstätigkeit

Ebenso wie Bildung wird die Erwerbstätigkeit und vor allem die Frauenerwerbstätigkeit als eine wesentliche Ursache vielfältiger familialer Veränderungen angesehen (Hill & Kopp, 2006, S. 58–59).

3.2.1 Veränderung der Erwerbstätigkeits- und Beschäftigungsformen

Seit den 1970er Jahren hat die Frauenerwerbstätigkeit in Westdeutschland stetig zugenommen. Eine Entwicklung, die sich für fast alle Industrienationen nachvollziehen lässt (Klauder, 1994, S. 46). Die Erwerbstätigenquote von Männern, welche konstant über derjenigen der Frauen liegt, hat hingegen in den letzten Dekaden leicht abgenommen (Klein, 2005, S. 291–293). Die Erwerbstätigenquote von Frauen differiert dabei deutlich nach Ausbildungsniveau, Familienstand und Alter. Als bedeutsamer erscheint allerdings, dass bei der Erwerbstätigenquote von verheirateten Frauen ein stetiger Zuwachs zu verzeichnen ist (Hill & Kopp, 2006, S. 59; Schulz & Kirner, 1994, S. 75–76). Dabei führt die zeitweise Unterbrechung oder Einstellung der Erwerbstätigkeit in Folge der ersten Mutterschaft zu einer Abnahme der Erwerbstätigenquote bei 20- bis 30-jährigen Frauen. Danach nimmt die Erwerbstätigenquote vor allem in jüngeren Geburtskohorten bei Müttern wieder zu, wobei die Geburt weiterer Kinder eine Verlängerung der Unterbrechungsphasen und einen stark erschwerten erneuten Berufseinstieg bedingt (Schulz & Kirner, 1994, S. 75–76). Darüber hinaus hat nicht nur der Anteil an verheirateten Frauen, sondern auch von Frauen mit Kindern, die jünger als 18 Jahre sind, an der Erwerbstätigenquote deutlich zugenommen. Zudem korreliert die Erwerbstätigenquote von Müttern positiv mit dem Alter ihrer Kinder (Klein, 2005, S. 291–293).

Klein (2005, S. 306–308) betrachtet die Erwerbstätigenquote nach Alter. Zwischen 1960 und 2000 ist die Erwerbstätigenquote im jungen Erwachsenenalter aufgrund der Bildungsexpansion unabhängig vom Geschlecht stark zurückgegangen. Die oben bereits beschriebene Zunahme der Erwerbstätigenquote für Frauen im mittleren Altersbereich führt Klein auf gestiegene Karrierechancen, Heirats- und Familiengründungsaufschub, zugenommene Kinder- und Ehelosigkeit sowie eine vergrößerte Orientierung zur Erwerbstätigkeit zurück. Im Hinblick auf die Zunahme der Erwerbstätigenquote von Frauen stellt Klein eine Polarisierung der Erwerbsverläufe von Frauen fest, die sich zum einen den Männern angeglichen hat und zum anderen weiter durch das Familienzyklusmodell²¹ gekennzeichnet ist. Für Männer begründet Klein (2005, S. 291–293) die Abnahme der Erwerbstätigenquote im mittleren Altersbereich durch verlängerte Ausbildungsphasen und Zunahme der Arbeitslosigkeit.

Die Erwerbstätigkeit der Frauen in der ehemaligen DDR unterscheidet sich grundlegend von den westdeutschen Entwicklungen. Die DDR zeichnete sich durch eine der höchsten Erwerbstätigenquoten von Frauen in Industrieländern aus. So erreichte selbst die Erwerbstätigenquote verheirateter Frauen nahezu das Niveau der Männer (Klauder, 1994, S. 55–56). Bereits in den 1950er Jahren war daher die Frauenerwerbsbeteiligung in der DDR auf einem sehr hohen Niveau, während sich in der BRD stärkere Anstiege der Erwerbschancen erst seit den 1970er Jahren zeigten, die jedoch auch in den 1980er Jahren nicht das ostdeutsche Niveau erreichten (Lauterbach et al., 1994, S. 175–176).

²¹ Das Familienzyklusmodell ist durch eine „hohe[r] Erwerbsbeteiligung im jungen Erwachsenenalter, einer familienbedingten Erwerbsunterbrechung und ggf. einem Wiedereinstieg in einen oft gering qualifizierten Beruf nach der Familienphase“ gekennzeichnet (Klein, 2005, S. 306–308). Es steht damit in enger Beziehung zum Male-Breadwinner-Model.

Annähernde Vollbeschäftigung von Frauen war eine politische Zielsetzung der DDR und neben ideologischen Beweggründen zur Gleichstellung der Geschlechter zugleich im Wesentlichen eine Notwendigkeit der Wirtschaft, um die große Arbeitskräftenachfrage zu decken (Dornseiff & Sackmann, 2003, S. 313–314; Lauterbach et al., 1994, S. 175–176; Wendt, 1993, S. 11). Dementsprechend war die Sozialpolitik auf die Gewährleistung der kontinuierlichen Erwerbstätigkeit der Frau und zugleich auf eine pronatalistische Geburtenentwicklung ausgerichtet, womit „eine zeitgleiche Vereinbarung von Berufstätigkeit und Mutterschaft“ ermöglicht werden sollte (Wendt, 1993, S. 11). Die Vereinbarung von Familie und Beruf sollte, wie oben bereits angesprochen, durch eine breite Palette an materiellen und finanziellen Zuwendungen aber auch zeitlichen Vergünstigungen und Geburtenregelungen wie auch Regelungen des arbeitsrechtlichen Schutzes und einer flächendeckenden Kinderbetreuung erzielt werden (Wendt, 1993, S. 14–15). Die Erwerbstätigkeit und gleichzeitige Mutterschaft wurde in der DDR zu einem festen Wert. Ungeachtet der Frauenerwerbstätigkeit folgte die elterliche Arbeitsteilung für die Betreuung der Kinder und die Hausarbeit den traditionellen Mustern, woraus eine Doppelbelastung der Frauen resultierte, die große Vereinbarkeitsprobleme in sich trug (Wendt, 1993, S. 6–7).

Diese Vereinbarkeitsproblematik wird in der soziologischen Forschung auch unter der These der Unvereinbarkeit von Familie und Beruf diskutiert und bezieht sich nicht nur auf die DDR, sondern generell auf das Problem tradierter Geschlechterrollen (vgl. u. a. Lauterbach et al., 1994, S. 179–180), die zu einer Mehrfachbelastung von Frauen bei Erwerbstätigkeit und Kindererziehung sowie Hausarbeit führen, wodurch negative Effekte auf die Fertilität resultieren können: „Zu Grunde liegt oft die Annahme, dass Frauen heute weniger Kinder bekommen, weil sie erwerbstätig sind, dies auch bleiben wollen, aber die Voraussetzungen zur Vereinbarkeit von Kind und Karriere nicht gegeben sind.“ (Schröder & Brüderl, 2008, S. 117). Ob es sich dabei, um einen Kausaleffekt handelt, ist, wie von Schröder und Brüderl (2008) untersucht wurde, kritisch zu betrachten.

Blossfeld (2011, S. 412) beschreibt einen weiteren Aufschubeffekt, der durch berufliche Unsicherheiten im Zuge der Globalisierungs- und Flexibilisierungsprozesse auf junge Erwachsene wirkt. So führen Unsicherheiten in zeitlicher und ökonomischer Perspektive wie Arbeitslosigkeit, Teilzeitarbeit, der Verlust des Einkommens und die Befristung von Arbeitsverträgen zu einem weiteren Aufschub der Familiengründung. In Anknüpfung an diese beiden Thesen sei nun auf einige empirische Studien verwiesen.

Zuerst sei auf die bereits angesprochene Forschungsarbeit von Schröder und Brüderl (2008) eingegangen. Sie betrachten zunächst verschiedene Studien zum Einfluss der Erwerbstätigkeit von Frauen auf deren Fertilität, mit dem Ergebnis, dass diese in der Regel auf einen negativen Einfluss der Erwerbstätigkeit auf die Familiengründung und -erweiterung verweisen. Für westdeutsche Frauen stellen sie nach einer fundierten Kausalanalyse diese Kausalrichtung in Frage: „Nicht die Erwerbstätigkeit bestimmt die Fertilität, sondern Frauen entscheiden sich aufgrund ihrer Einstellungen und Restriktionen für oder gegen ein Kind. Diese Fertilitätsentscheidung beeinflusst dann die Erwerbsbeteiligung“ (Schröder & Brüderl, 2008, S. 133).

Kurz (2005, S. 178, 189-190) untersucht den Übergang von Männern in Ost- und Westdeutschland im Partnerschaftskontext. Eine hohe berufliche Stellung sowie Vollzeit-erwerbstätigkeit wirken sich positiv, Ausbildung, Teilzeiterwerbstätigkeit sowie Arbeitslosigkeit negativ auf die Familiengründung aus. Sie weist weiterhin darauf, dass diese

negativen Effekte vor allem auf die Partnerschaftsbildung und innerhalb einer Partnerschaft weniger auf die Familiengründung wirken. Zudem zeigen sich in dieser Untersuchung Differenzen zwischen den Geschlechtern in der Wirkung der betrachteten Determinanten. So wirken sich Unsicherheiten auf dem Arbeitsmarkt und höhere Bildung für Frauen nicht negativ auf den Übergang zum ersten Kind aus.

Schmitt (2005, S. 18, 40) untersucht mit Hilfe des SOEP die sozialstrukturelle Zusammensetzung der Gruppe kinderloser Männer und vergleicht diese mit kinderlosen Frauen. Der Übergang zum ersten Kind tritt im Unterschied zu Frauen vermehrt mit einer Vollzeit-erwerbstätigkeit ein (vgl. Schmitt & Winkelmann, 2005 zum Forschungsstand der Kinderlosigkeit bei Männern).

Eine Untersuchung von Kohlmann und Kopp (1997, S. 258) zeigt für Westdeutschland, dass eine niedrige berufliche Position der Ehefrau in Referenz zu Hausfrauen den Übergang zum ersten und zweiten Kind positiv beeinflussen. Negativ wirken sich hingegen höheres Einkommen des Mannes auf den Übergang zum ersten Kind sowie eine hohe berufliche Stellung der Ehefrau auf den Übergang zum dritten Kind aus. Sie verweisen weiterhin darauf, dass verschiedene Determinanten bei den Übergängen wirken und gleiche Merkmale zwischen der Geburtenordnung differieren. Dies gibt Hinweise auf ein sequentielles Entscheidungsverhalten.

Brose (2008, S. 30) verweist für Westdeutschland auf eine positive Wirkung von Einkommenshöhe und -sicherheit des Partners sowie auf eine negative Wirkung von „dauerhaften Unsicherheitserfahrungen am Arbeitsmarkt“ für Männer und Frauen auf die Geburt eines ersten Kindes. Ökonomische Abwärtsmobilität des Partners wirkt sich negativ auf den Übergang zum zweiten Kind aus.

Ähnlich zu Brose (2008) untersuchen Gebel und Giesecke (2009, S. 399, 413) mit Daten des SOEP den Einfluss von Arbeitslosigkeit und Beschäftigungsunsicherheit beim Übergang zum ersten Kind in Ost- und Westdeutschland. Sie stellen unterschiedliche Muster des Erstgeburtungsverhaltens zwischen Ost- und Westdeutschland fest. So zeigt sich für Westdeutschland ein Aufschub, wenn sich der männliche Partner in einer Arbeitslosigkeitsphase befindet, während der Übergang zum ersten Kind in Ostdeutschland weniger durch Erwerbscharakteristika des männlichen Partners, sondern durch die der Frau beeinflusst wird. So wirkt sich für ostdeutsche Frauen eine stabile Arbeitsmarktposition positiv auf die Familiengründung aus.

3.2.2 Hypothesenableitung zum Einfluss von Erwerbstätigkeit auf die Familiengründung und Familienerweiterung

Die Überlegungen zum Einfluss der Erwerbstätigkeit auf die Familiengründung und -erweiterung knüpfen an die Hypothesen zum Einfluss von Bildung an und stehen mit diesen in engem Zusammenhang. Wiederum wird Bildung als Indikator für Opportunitätskosten und potentielles Einkommen verwendet.

Aus humankapitaltheoretischen Überlegungen heraus ist die Anhäufung von Humankapital nicht als Episode aufzufassen, die mit dem Austritt aus dem Bildungssystem endet, sondern als ein den Lebenslauf überspannender Prozess. So wird neben dem Humankapital, welches aus formaler Bildung gewonnen wird, auch arbeitsmarktspezifisches, d. h. berufs- und betriebspezifisches, Humankapital akkumuliert. Mit zunehmendem Humankapital steigt die

Produktivität und damit die Entlohnung. Für die Hypothesenableitung zur Familiengründung und Familienerweiterung beinhaltet dies verschiedene Implikationen.

Unterbricht eine Person aufgrund der Geburt eines Kindes und dessen Betreuung seine Erwerbstätigkeit, fallen Opportunitätskosten an. Der Erwerbsumfang einer Person bestimmt u. a. die Höhe der Opportunitätskosten. Mit diesen Opportunitätskosten, vor allem dem Einkommensverlust, gehen aber auch aus humankapitaltheoretischer Sicht langfristige Folgen einher. Zum einen kann Humankapital im Zuge einer Erwerbsunterbrechung (bzw. -aufgabe) veralten oder bei betriebsspezifischem Humankapital durch den Wechsel des Betriebes verfallen und zum anderen wird die Akkumulation von arbeitsmarkt-spezifischem Humankapital unterbrochen. Aus der geschlechterlosen Arbeitsteilung ergibt sich daher folgende Hypothese:

H5: Mit steigendem Umfang der Erwerbstätigkeit nimmt die Übergangsbereitschaft zum ersten, zweiten und dritten Kind ab.

Vom Standpunkt einer geschlechterspezifischen Arbeitsteilung sind für Männer und Frauen entgegengesetzte Effekte zu erwarten. Da der Mann nach dieser Annahme für die monetäre Ausstattung des Haushalts verantwortlich ist, sollten nicht erwerbstätige Männer weniger geneigt sein, eine Familie zu gründen oder zu erweitern. Mit dem Umfang der Erwerbstätigkeit sollte die Übergangsbereitschaft zu einem (weiteren) Kind zunehmen. Nach der NHE sollten sich für Frauen, die sich auf die Hausarbeit und Erziehung spezialisieren, positive Effekte auf die Familiengründung und -erweiterung aus einer Nichterwerbstätigkeit zeigen. Die Übergangsbereitschaft zu einem (weiteren) Kind sollte mit dem Umfang der Erwerbstätigkeit abnehmen. Aus dem verhandlungstheoretischen Ansatz heraus ergeben sich wiederum ähnliche Überlegungen. So führt eine Erwerbsunterbrechung der Frau zu einer Schlechterstellung ihrer Verhandlungsposition innerhalb einer Partnerschaft. Wenn bereits Kinder geboren wurden, führt die Geburt eines weiteren Kindes und somit eine weitere Erwerbsunterbrechung zu einer weiteren Verschlechterung der Verhandlungsposition. Für den Mann verbessert sich hingegen die Verhandlungsposition.²²

H6a: Mit steigendem Umfang der Erwerbstätigkeit von Männern nimmt die Übergangsbereitschaft zum ersten, zweiten und dritten Kind zu.

H6b: Mit steigendem Umfang der Erwerbstätigkeit von Frauen nimmt die Übergangsbereitschaft zum ersten, zweiten und dritten Kind ab.

Aufgrund der größeren Vereinbarkeit von Familie und Beruf – zumindest Kindern und Berufstätigkeit – ist für Ostdeutschland ein negativer Effekt der Erwerbstätigkeit von Frauen auf die Familiengründung und -erweiterung kritisch zu hinterfragen. In der ehemaligen DDR zog aufgrund der sozialpolitischen Maßnahmen und Notwendigkeit von Arbeitsmarktkräften eine Erwerbsunterbrechung aufgrund der Geburt eines (weiteren) Kindes weniger Konsequenzen für die folgende Erwerbstätigkeit nach sich. Damit wird die Opportunitätskostenhypothese aus der Sicht der NHE wie auch die Argumentation der Verschlechterung der Verhandlungsposition aus verhandlungstheoretischer Perspektive geschwächt. Unter Einbeziehung, dass Erwerbstätigkeit in der DDR als Norm galt, sind überdies sogar negative

²² Aus der ökonomischen Theorie sind auch Überlegungen zu einem positiven Effekt für Frauen auf den Übergang zum zweiten und dritten Kind möglich, welche sich auf die Abnahme der Opportunitätskosten beziehen, weil durch die Erwerbsunterbrechungen und den „Humankapitalausfall“ bei vorherigen Kindern der potentielle Lohn sinkt.

Effekte für Frauen aus Ostdeutschland aus einer Erwerbslosigkeit auf den Übergang zu einem (weiteren) Kind denkbar.

H7: Im Vergleich zu westdeutschen erwerbstätigen Frauen haben ostdeutsche erwerbstätige Frauen eine höhere Übergangsnäigung zum ersten, zweiten und dritten Kind.

3.3 Partnerschaft

In diesem Abschnitt wird der Wandel von Familie und Partnerschaft betrachtet. Dabei wird hauptsächlich auf Veränderungen von familien- und partnerschaftsbezogenen Verhaltensweisen eingegangen wie beispielsweise Heirats- und Scheidungsverhalten. Veränderungen in Vorstellungen, Normen, Erwartungen und Werten, die mit Familie und Partnerschaft verknüpft sind, werden weitestgehend nicht thematisiert. Damit wird aber nicht ausgeschlossen, dass der Wandel der Verhaltensmuster ein Ausdruck der Veränderungen in der Dimension der sozialen Institutionen sein kann (Eckhard, 2010, S. 9). Für eine tiefgreifende Beschreibung des Partnerschaftswandels sei auf Huinink und Schröder (2008), Klein (2005) und Hill und Kopp (2006) verwiesen. Im folgenden Abschnitt werden Hypothesen zum Einfluss von Partnerschaftscharakteristika auf den Übergang zum ersten, zweiten und dritten Kind abgeleitet.

3.3.1 Partnerschaftswandel

Zunächst sei auf die Entstehung und Entwicklung von Paarbeziehungen eingegangen, die sich durch verschiedene aufeinanderfolgende Stadien und Prozesse charakterisieren lassen. Auch diese Prozesse der Partnerschaftsentwicklung sind nicht als losgelöst zu betrachten, sondern stehen in interdependenter Beziehung zu weiteren biographischen Entwicklungen, vor allem den Bildungs- und Berufsverläufen (vgl. Rupp & Blossfeld, 2008, S. 139–140). Damit sind folglich Prozesse der Partnerwahl und Partnerschaftsbildung, der Institutionalisierung der Partnerschaft sowie der Auflösung der Partnerschaft durch Trennung der Partner umfasst.

In der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts nimmt vor allem hinsichtlich des Merkmals Bildungsniveau die homogene Partnerwahl zu. So verweisen Blossfeld und Timm (1997, S. 440) für Heiratsverläufe in Westdeutschland auf „einen langfristigen Trend zu mehr Bildungshomogamie“ über die Kohorten hinweg. Sie führen diese Entwicklung auf die Angleichungsprozesse des Bildungsniveaus von Frauen und Männern und auf gewandelte soziale Netzwerke im Zuge der Bildungsexpansion zurück. Diese bildungsspezifische Partnerwahl ist nicht nur für den Übergang in die Ehe, sondern auch für nichteheliche Lebensgemeinschaften von Bedeutung (Rupp & Blossfeld, 2008, S. 142).

In Deutschland zeigen sich auch Veränderungstendenzen hinsichtlich der Institutionalisierungsentwicklung von Partnerschaften. So gehen immer mehr Paare vor der Heirat in eine Phase der Kohabitation über und die gemeinsame Haushaltsgründung verschiebt sich bei den jüngeren Kohorten in spätere Lebensphasen (Rupp & Blossfeld, 2008, S. 144; Nazio & Blossfeld, 2003, S. 76–78).

Dieser Trend passt auch zu Entwicklungen der letzten Jahrzehnte, die durch eine Erhöhung des Heiratsalters und einer Verringerung der Heiratsneigung gekennzeichnet sind (Hill & Kopp, 2006, S. 54). Die kontinuierliche Erhöhung des Heiratsalters ist seit der Kohorte der 1944 geborenen Frauen zu beobachten, vorher war ein Trend zur früheren Heirat erkenntlich (Rupp & Blossfeld, 2008, S. 146–147; Hill & Kopp, 2006, S. 51–52; vgl. Timm,

2006). Weiterhin hat sich der Anteil an nichtehelichen Lebensgemeinschaften und Ein-Person-Haushalten stark vergrößert. Letzterer ist nach dem 2. Weltkrieg als eine Folge dessen zu betrachten. Seit den 1970er und 1980er Jahren scheint allerdings die „freie Wahl“ der Individuen für diese Zunahme von Bedeutung zu sein (Hill & Kopp, 2006, S. 50–51). Mit der Zunahme der nichtehelichen Lebensgemeinschaften ist eine Abnahme der Eheschließungen sowie eine steigende Anzahl an Scheidungen zu verzeichnen, welche aber zum Großteil durch die nichtehelichen Lebensgemeinschaften bis zum Anfang der 1990er Jahre kompensiert wird. Erst während der 1990er Jahre nimmt die Häufigkeit von Ehen und nichtehelichen Lebensgemeinschaften unter jüngeren Erwachsenen ab und dies verstärkt bei Männern (Klein, 2005, S. 148).

In der DDR sind bis in die 1960er Jahre relativ parallele Entwicklungen zu verzeichnen (Hill & Kopp, 2006, S. 53). Danach sind im Vergleich zu Westdeutschland höhere Heirats- und Scheidungsquoten sowie ein jüngeres Heiratsalter festzustellen, welche auf eine starke Instabilität von Partnerschaften hinweisen (Dornseiff & Sackmann, 2003, S. 314; Zapf, 1993, S. 42). Allerdings verweisen Dornseiff und Sackmann (2003, S. 314) auf eine Entkoppelung von Ehe und Elternschaft, so dass im Vergleich zur BRD geringere Effekte auf das Geburtenverhalten zu verzeichnen sind. Seit 1989 nähern sich die Entwicklungen dabei an Westdeutschland an (Hill & Kopp, 2006, S. 52–53).

Hinsichtlich der Stabilität von Partnerschaften sind ähnlich zum Grad der Institutionalisierung Differenzen zwischen nichtehelichen und ehelichen Partnerschaften festzuhalten. Im Vergleich zu nichtehelichen Partnerschaften sind Ehen dauerhafter und weisen eine geringe Trennungswahrscheinlichkeit auf (Rupp & Blossfeld, 2008, S. 151; Lauterbach, 1999, S. 306). Nach dem 2. Weltkrieg lässt sich zusammenfassend für Ost- und Westdeutschland eine Abnahme der Ehen zugunsten von nichtehelichen Partnerschaften als dauerhafte Lebensform unter einer gestiegenen Zahl von Partnerschaftswechseln festhalten sowie in jüngerer Zeit eine Zunahme von Erwachsenen, die allein leben (Eckhard, 2010, S. 3). Dennoch ist die Ehe nach wie vor die dominierende Lebensform (Rupp & Blossfeld, 2008, S. 146).

Empirische Studien, bei denen der Einfluss des Partnerschaftsverlaufs auf die Fertilität im Zentrum steht, d. h. Paarbildungs-, Paartrennungs- und Institutionalisierungsprozesse sowie partnerschaftsbiographische Merkmale, sind, im Vergleich zu den bereits vorgestellten Untersuchungen bezüglich der Determinanten fertilen Verhaltens (vgl. Abschnitt 3.1.1 und 3.2.1), sehr wenig vertreten (vgl. Eckhard 2010, S. 115 für eine Auflistung von deutschen aber auch internationalen Studien).

Klein (2003, S. 506) zeigt mit einer Analyse von Partnerschaftsverläufen mit Daten des Familiensurveys, dass über die Kohorten hinweg die Übergangsbereitschaft zum ersten Kind relativ stabil ist und folgert: „Für die aus der Lebenslaufanalyse bekannten Kohortenunterschiede der dauerhaften Kinderlosigkeit erscheinen deshalb Veränderungen bezüglich der Existenz und der Dauerhaftigkeit von Partnerschaften ausschlaggebend.“ (S. 506). Die Stabilität einer Partnerschaft zeigt für den Übergang zum zweiten Kind einen positiven Effekt. Der Übergang zum dritten und vierten Kind wird hingegen durch einen Partnerschaftswechsel gefördert.

Eckhard (2006, S. 105) verweist für westdeutsche Frauen auf einen Trend von dauerhaften Partnerschaften zu aufeinanderfolgenden kürzeren Partnerschaften. Weiterhin geht

Eckhard der Frage nach, ob Kohortenunterschiede im fertilen Verhalten auf diesen Veränderungen der Partnerschaftsbiographie beruhen. Er stellt fest, dass die Kohorteneffekte auf die Kinderzahl von 30-jährigen Frauen unter der Kontrolle von Merkmalen der Partnerschaftsbiographie abnehmen: „Insbesondere die zunehmende Verbreitung der Partnerschaftslosigkeit im mittleren Erwachsenenalter und die zeitliche Verkürzung der Partnerschaften durch eine gestiegene Trennungsanfälligkeit müssen demnach als erklärungsrelevante Kontextbedingungen der rückläufigen Kinderzahlen erachtet werden.“ (S. 105).

Eine weitere Untersuchung Eckhards (2010, S. 139, 161) mit dem Familiensurvey wiederum konkretisiert die Befunde Kleins (2003) und hält in Bezug auf die Geburtenentwicklung als wesentlichen Einflussfaktor die gestiegene Zahl an Partnerschaftstrennungen fest. Für dauerhafte Partnerschaften, welche sich nicht auflösen, sind stabile Kinderzahlen über die Kohorten hinweg zu verzeichnen. Er verweist weiterhin auf eine geringfügige Zunahme von Partnerschaften, die über die Kohorten hinweg dauerhaft kinderlos bleiben. Allerdings haben in der Kohortenabfolge Partnerschaften, die sich vor der Familiengründung trennen, stark zugenommen. Diese nicht realisierten Erstgeburten werden, so Eckhard, nicht durch Übergänge zum ersten Kind mit neuen Partnern ausgeglichen. Auch für den Übergang zum zweiten Kind verweist Eckhard auf eine Beeinträchtigung durch die größere Anzahl an Partnerschaftstrennungen. Für den Übergang zum dritten und vierten Kind hingegen zeigen die über den Kohortenverlauf häufiger gewordenen Wechsel und Neugründungen von Partnerschaften einen positiven Effekt.

3.3.2 Hypothesenableitung zum Einfluss von Partnerschaftscharakteristika auf die Familiengründung und Familienerweiterung

Nach der NHE wirkt ein steigender Institutionalierungsgrad aufgrund der Gewinnung komparativer Vorteile positiv auf die Familiengründung und -erweiterung. Dabei wird hier unter Institutionalierungsgrad in erster Linie nicht eine Form der rechtlichen Bindung verstanden, sondern die Form der Paarentwicklung. Demnach ist der niedrigste Institutionalierungsgrad einer Person der Zustand ledig und der höchste verheiratet. Personen, die mit einem Partner zusammenwohnen, sollten eine höhere Übergangsbereitschaft zu einem (weiteren) Kind haben als ledige, geschiedene oder verwitwete Personen, da sie Wohlfahrtsgewinne aus der Zusammenlegung der Ressourcen und Arbeitsteilung aus der Kohabitation ziehen (Eckhard, 2010, S. 29).²³ Personen, die eine Ehe eingehen, sollten weiterhin eine höhere Übergangsbereitschaft zu einem (weiteren) Kind haben, da in Ehen ein Anreiz zur Spezialisierung, z. B. durch monetäre Vorteile wie Ehegattensplitting und Krankenversicherung, und somit der Maximierung des Haushaltsnutzens besteht (Bauer & Jacob, 2010, S. 40). „In Deutschland wird der Ehe als einer rechtlich verbindlichen und (zumindest idealtypisch) auf Dauer angelegten Partnerschaft vor allem eine Versorgungsfunktion zugewiesen, die sich nicht nur auf gemeinsame Kinder erstreckt, sondern ebenso greift, wenn einer der Partner die eigene Erwerbstätigkeit zugunsten von Familien- und Hausarbeit zurückstellt.“ (Wirth, 2007, S. 174–175). Auch wenn in der ehemaligen DDR eine größere Entkopplung von Ehe und Fertilität zu verzeichnen war, sollte sich der Institutionalierungsgrad einer Partnerschaft aufgrund der gleichen Argumentation positiv auf die Übergangsbereitschaft zu einem (weiteren) Kind auswirken.

²³ Im Folgenden werden unter ledigen Personen auch verwitwete oder geschiedene Personen gefasst.

H8: Personen, die mit einem Partner zusammenleben und Personen, die mit einem Partner verheiratet sind, haben eine höhere Übergangsneigung zum ersten, zweiten und dritten Kind als ledige Personen.

Auch aus verhandlungstheoretischer Perspektive ist diese Hypothese plausibel. Denn mit der Zunahme des Institutionalisierungsgrades sollte das Vertrauen in den Partner und in die Stabilität und Dauerhaftigkeit einer Partnerschaft steigen und somit die Gefahr der Ausbeutung durch den Partner abnehmen. Auch in Bezug auf Partnerschaften sollte die Zunahme des Institutionalisierungsgrades – Übergang von der Kohabitation in die Ehe – positiv auf den Übergang zu einem (weiteren) Kind wirken.

H9: Verheiratete Partnerschaften haben eine höhere Übergangsneigung zum ersten, zweiten und dritten Kind als kohabitierende Partnerschaften.

Die Anzahl an Partnern bis zur Geburt eines (weiteren) Kindes ist ein Indikator für die Stabilität von Paarbeziehungen. Eine große Zahl an Partnern zeigt also eine gewisse Instabilität. Dem verhandlungstheoretischen Ansatz folgend ist dies ein Hinweis auf die Gefahr der Ausbeutung durch den Partner und sollte somit negativ auf die Übergangsneigung zum ersten, zweiten und dritten Kind wirken. Auch aus familienökonomischer Perspektive ist ein negativer Effekt plausibel, da Spezialisierungsgewinne aus vorhergehenden Partnerschaften nicht eins zu eins übertragen werden und Spezialisierungsgewinne, die mit dem Institutionalisierungsgrad der Partnerschaft ansteigen, später realisiert werden.

H10: Je größer die Anzahl an Partnern, desto geringer ist die Übergangsneigung zum ersten, zweiten und dritten Kind.

In Tabelle 1 sind noch einmal alle abgeleiteten Hypothesen zum Einfluss von Bildung, Erwerbstätigkeit und Partnerschaft auf die Familiengründung und Familienerweiterung aus familienökonomischen und verhandlungstheoretischen Überlegungen auf einen Blick dargestellt.

Tabelle 1: Hypothesen

H1a:	Mit steigendem Bildungsniveau nimmt die Übergangsneigung zum ersten, zweiten und dritten Kind ab (Opportunitätskostenhypothese).
H1b:	Mit steigendem Bildungsniveau nimmt die Übergangsneigung zum ersten, zweiten und dritten Kind zu (Quantitätsaspekt der Einkommenshypothese).
H1c:	Mit steigendem Bildungsniveau nimmt die Übergangsneigung zum zweiten und dritten Kind ab (Qualitätsaspekt der Einkommenshypothese).
H2a:	Mit steigendem Bildungsniveau der Frau nimmt die Übergangsneigung zum ersten, zweiten und dritten Kind ab.
H2b:	Mit steigendem Bildungsniveau des Mannes nimmt die Übergangsneigung zum ersten, zweiten und dritten Kind zu.
H2c:	Mit steigendem Bildungsniveau des Mannes nimmt die Übergangsneigung zum zweiten und dritten Kind ab.

- H3a: Mit steigendem Bildungsniveau ostdeutscher Frauen nimmt die Übergangsnéigung zum ersten, zweiten und dritten Kind zu.
- H3b: Mit steigendem Bildungsniveau ostdeutscher Frauen nimmt die Übergangsnéigung zum zweiten und dritten Kind ab.
- H4: Personen in einer Ausbildungsphase haben eine geringere Übergangsnéigung zum ersten, zweiten und dritten Kind.
- H5: Mit steigendem Umfang der Erwerbstätigkeit nimmt die Übergangsnéigung zum ersten, zweiten und dritten Kind ab.
- H6a: Mit steigendem Umfang der Erwerbstätigkeit von Männern nimmt die Übergangsnéigung zum ersten, zweiten und dritten Kind zu.
- H6b: Mit steigendem Umfang der Erwerbstätigkeit von Frauen nimmt die Übergangsnéigung zum ersten, zweiten und dritten Kind ab.
- H7: Im Vergleich zu westdeutschen erwerbstätigen Frauen haben ostdeutsche erwerbstätige Frauen eine höhere Übergangsnéigung zum ersten, zweiten und dritten Kind.
- H8: Personen, die mit einem Partner zusammenleben und Personen, die mit einem Partner verheiratet sind, haben eine höhere Übergangsnéigung zum ersten, zweiten und dritten Kind als ledige Personen.
- H9: Verheiratete Partnerschaften haben eine höhere Übergangsnéigung zum ersten, zweiten und dritten Kind als kohabitierende Partnerschaften.
- H10: Je größer die Anzahl an Partnern, desto geringer ist die Übergangsnéigung zum ersten, zweiten und dritten Kind.
-

4. Daten und Methoden

In diesem Kapitel werden zunächst die Datenbasis – Startkohorte 6 des NEPS – und die analysefähigen Stichproben nähergehend beschrieben. In den anschließenden Abschnitten werden die in dieser Forschungsarbeit verwendeten Methoden der Ereignisdatenanalyse sowie die Operationalisierung der abhängigen und unabhängigen Variablen bzw. Prozesse erläutert.

4.1 Datenbasis – National Educational Panel Study²⁴

Das *Nationale Bildungspanel* ist ein multidisziplinäres Projekt des Leibniz-Instituts für Bildungsverläufe e. V. (LifBi) an der Otto-Friedrich-Universität Bamberg mit einem deutschlandweiten Netzwerk an Kooperationspartnern, das Prozesse der Bildungs- und Kompetenzentwicklung in unterschiedlichen Phasen über den Lebensverlauf untersucht (vgl. Blossfeld, Rossbach & Maurice, 2011).

Die Startkohorte 6 (SC6) des NEPS besteht aus Personen, die im Zeitraum zwischen 1944 und 1986 geboren wurden. Bei den retrospektiv erhobenen Daten dieser „Erwachsenen“-

²⁴ Diese Arbeit nutzt Daten des Nationalen Bildungspanels (NEPS) Startkohorte 6 (Erwachsene), doi:10.5157/NEPS:SC6:3.0.1. Die Daten des NEPS wurden von 2008 bis 2013 als Teil des Rahmenprogramms zur Förderung der empirischen Bildungsforschung erhoben, welches vom Bundesministerium für Bildung und Forschung (BMBF) finanziert wurde. Seit 2014 wird NEPS vom Leibniz-Institut für Bildungsverläufe e.V. (LifBi) an der Otto-Friedrich-Universität Bamberg in Kooperation mit einem deutschlandweiten Netzwerk weitergeführt.

Startkohorte handelt es sich um tiefgreifende Informationen zur Bildungs-, Erwerbs- und Familiengeschichte der Individuen. Darüber hinaus wurden weitreichende Informationen bezüglich Erwachsenenbildung, Lernumwelten, Entscheidungsprozessen, subjektivem Wohlbefinden und Gesundheit sowie Kompetenzen der Respondenten erhoben (Skopek, 2013, S. 16).

Aufgrund der detaillierten und den gesamten Lebensverlauf der Befragten überspannenden Erhebung der Bildungs-, Erwerbs- und Kinderbiographie sowie der Partnerschaftsbiographie ist die SC6 des NEPS geeignet für die empirischen Analysen und ermöglicht vor allem die Untersuchung der Übergänge zum ersten, zweiten und dritten Kind auf Monatsbasis.

In dieser Arbeit werden die Daten bis zur dritten Welle der SC6 verwendet. Die Daten wurden 2007/2008 (erste Welle), 2009/2010 (zweite Welle) und 2010/2011 (dritte Welle) unter Verwendung von *computer-assisted personal* Interviews (CAPI) und *computer-assisted telephone* Interviews (CATI) erhoben. Dabei ist zu beachten, dass die erste Welle eine Vorgängerstudie – „Working and Learning in a Changing World“ (ALWA) – des Instituts für Arbeitsmarktforschung (IAB) ist. Im Gesamtüberblick stellt die erste Welle (2009/2010), die von NEPS direkt durchgeführt wurde, somit die zweite Welle dar. In dieser wurden die Zielobjekte der ALWA-Studie mit Panelbereitschaft übernommen und das Panel mit Personen, die zwischen 1956 und 1986 geboren wurden, sowohl aufgefrischt als auch aufgestockt. In Abbildung 3 ist der Entwicklungsverlauf der Wellen ersichtlich (Skopek, 2013, S. 16).

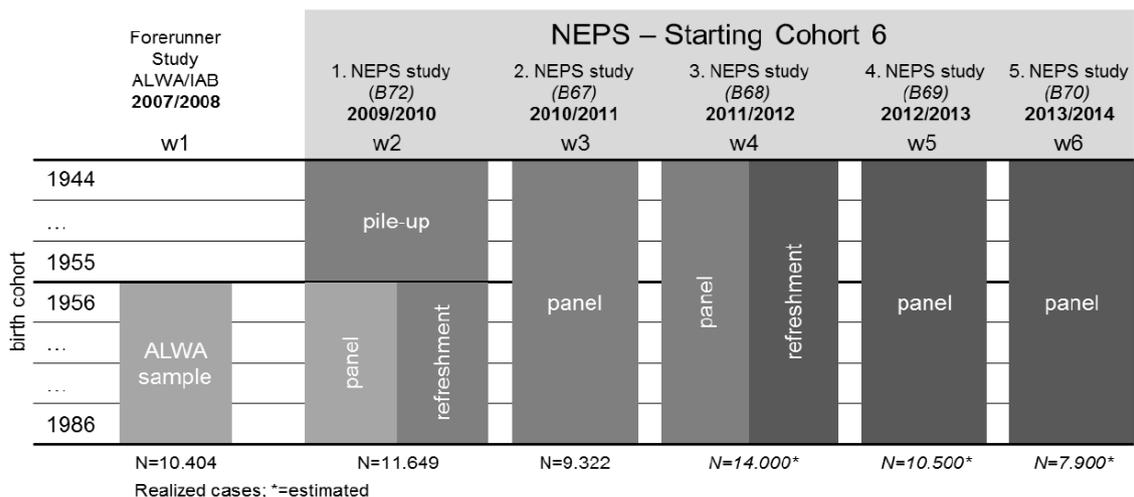


Abbildung 3: Stichprobenentwicklung NEPS – Startkohorte 6

Quelle: Skopek, 2013, S. 16.

Die Ausgangsstichprobe der dritten Welle beträgt 11932 befragte Personen auf Individualbasis und 15424 Paare auf der Partnerschaftsebene. Das Kernstück der Datenanalyse besteht in der Verknüpfung von Kinderbiographie, Bildungsbiographie, Erwerbsbiographie sowie Partnerschaftsbiographie. Auf Individualbasis bildet jede befragte Person eine Untersuchungseinheit, welcher die benötigten Informationen aus den Teildatensätzen zugespielt werden. Auf der Ebene der Partnerschaften wird ein Teildatensatz als Basis genutzt, welcher Befragte mit Partner zum Erhebungszeitpunkt sowie alle vorhergehenden Partner enthält, mit denen die Befragungspersonen zusammengelebt haben. Damit bilden

Partnerschaften die Grundeinheit, welcher die weiteren Informationen aus den Teildatensätzen zugespielt werden.

Tabelle 2: Ausschluss von Fehlwerten und Stichprobenzuschnitt

Übergang zum	Frauen und Männer absolut			Partnerschaften absolut		
	1. Kind	2. Kind	3. Kind	1. Kind	2. Kind	3. Kind
Ausgangsstichprobe	11932	11932	11932	15424	15424	15424
Ausschluss aufgrund des Stichprobenzuschnitts						
kein Kind	-	3499	3499	-	1855	-
1 Kind	-	-	2515	-	-	4352
Alter > 10 Jahre bei Zuwanderung nach Deutschland; im Ausland oder in ehemaligen deutschen Ostgebieten geboren	914	745	561	834	834	834
1. und 2. Kind Zwillinge / Drillinge	-	85	-	-	93	-
2. und 3. Kind Zwillinge / Drillinge	-	-	60	-	-	70
Homosexuelle Partnerschaft	57	23	16	91	91	91
Schwangerschaft vor Beginn 16. Lebensjahr, vor Geburt 1. bzw. 2. Kind	7	21	2	-	19	2
Alter Respondent < 30 Jahre	1212	140	30	586	586	586
Kind außerhalb einer Partnerschaft geboren oder Partnerwechsel bei Geburt von mehreren Kindern	-	-	-	1657	2145	1569
Ausschluss aufgrund von Fehlwerten						
Bildungs- und Erwerbsbiographie, Bildungsniveau	96	64	43	665	665	665
Geburtsdatum Kinder, Respondent und PartnerIn, Geburtenordnung	47	55	39	322	322	322
Partnerschaftsbiographie	830	373	349	2619	2619	2619
Analysesample	8659	6927	4818	8649	6194	4314

Anmerkungen: Unterschiedliche Ausschlusszahlen in derselben Kategorie sind das Ergebnis einer z. T. unterschiedlichen Reihenfolge der Analyseschritte.

Quelle: NEPS SC6 2013, eigene Berechnungen.

In Tabelle 2 ist der schrittweise Ausschluss von der Ausgangsstichprobe aufgrund von Fehlwerten und Stichprobenzuschnitt, getrennt nach Individualebene und Partnerschaftsebene sowie nach den Übergängen zum ersten, zweiten und dritten Kind detailliert dargestellt. Dabei gibt es jeweils eine große Anzahl von Ausschlüssen aufgrund von

Fehlwerten in der Partnerschaftsbiographie, der Beschränkung auf Personen, die im Ausland oder in ehemaligen deutschen Ostgebieten geboren wurden und nach der Vollendung des 10 Lebensjahres zugewandert sind sowie von Befragungspersonen, die nach 1981 geboren wurden. Personen, die jünger als 30 Jahre waren, werden ausgeschlossen, da ihre Fertilitätsbiographie noch sehr großen Veränderungen vor allem bei den Übergängen zum zweiten und dritten Kind unterliegt.

Die große Zahl an Fehlwerten unter den Partnerschaften ist das Ergebnis des Forschungsdesigns der SC6. So wurden nur wenige Informationen zu vorhergehenden Partnern erhoben (Geburtsdatum und Bildungsniveau). Weiterhin verbleiben nur Partnerschaften beim Übergang zum zweiten und dritten Kind im Sample, bei denen auch die vorhergehenden Kinder gemeinsame Kinder der Partnerschaft sind. Es wird somit von dauerhaften Partnerschaften auf Partnerschaftsebene ausgegangen. Kinder einer Partnerschaft werden hier als solche zugeordnet, wenn ihr Geburtsdatum zwischen Zusammenzugs- bzw. Heiratsdatum und Trennungsdatum (Scheidung, Auseinanderzug oder Verwitwung) der Partnerschaft liegt. Bei Fehlwerten des Geburtsmonats des Befragten, Kindes oder Partners wird ein einfaches Imputationsverfahren angewendet. Entsprechend der kumulativen Verteilung der Geburtsmonate wird dem Fehlwert per Zufallsvariable ein Geburtsmonat zugewiesen. Es wird angenommen, dass die Fehler durch das Imputationsverfahren kleiner sind als die Verzerrungen aufgrund des Unit-Non-Response (vgl. für eine Imputation nach Gleichverteilung des Geburtsmonats Pink, Sebastian, Leopold & Engelhardt, 2012).

Die analysierfähigen Stichproben, differenziert nach sozialstrukturellen Merkmalen zum Interviewzeitpunkt und unterschieden nach Frauen, Männern und Partnerschaften sowie nach den Übergängen zum ersten, zweiten und dritten Kind, sind in Tabelle 3 dargestellt. In den Untersuchungseinheiten zeigen sich Unterschiede in den Anteilen an Familiengründung und -erweiterung. So vollziehen 76,7 bis 84,0 Prozent den Übergang zum ersten Kind, 71,6 bis 73,1 Prozent den Übergang zum zweiten Kind und 27,0 bis 29,0 Prozent den Übergang zum dritten Kind. Innerhalb der sozialstrukturellen Merkmale variieren die Fallzahlen der Subgruppen.

Tabelle 3: Beschreibung der analysierfähigen Stichproben

Übergang zum	Frauen absolut (%)			Männer absolut (%)			Partnerschaften absolut (%)		
	1. Kind	2. Kind	3. Kind	1. Kind	2. Kind	3. Kind	1. Kind	2. Kind	3. Kind
Insgesamt	4518 (100.0)	3772 (100.0)	2637 (100.0)	4141 (100.0)	3155 (100.0)	2181 (100.0)	8649 (100.0)	6194 (100.0)	4314 (100.0)
Übergang zum X. Kind	3795 (84.0)	2757 (73.1)	763 (28.9)	3178 (76.7)	2259 (71.6)	633 (29.0)	6819 (78.8)	4432 (71.6)	1165 (27.0)
Bildung									
Max. Hauptschul- ab. mit Ausbild.	980 (21.7)	850 (22.5)	619 (23.5)	1113 (26.9)	865 (27.4)	600 (27.5)	1883 (21.8)	1460 (23.6)	1013 (23.5)
Mittlere Reife ohne/mit Ausbild.	1848 (40.9)	1623 (43.0)	1115 (42.3)	1177 (28.4)	932 (29.5)	595 (27.3)	2952 (34.1)	2254 (36.4)	1515 (35.1)
Hochschulreife	688	525	373	562	388	251	1375	865	591

ohne/mit Ausbild.	(15.2)	(13.9)	(14.1)	(13.6)	(12.3)	(11.5)	(15.9)	(14.0)	(13.7)
Fachhochschul- und Hochschulab.	1002	774	530	1289	970	735	2439	1615	1194
	(22.2)	(20.5)	(20.1)	(31.1)	(30.7)	(33.7)	(28.2)	(26.1)	(27.7)

Partneranzahl¹

0 Partner	487	117	53	547	71	19	7502	5573	3935
	(10.8)	(3.1)	(2.0)	(13.2)	(2.3)	(0.9)	(86.7)	(90.0)	(91.2)
1 Partner	3518	3119	2112	3095	2611	1790	1018	571	350
	(77.9)	(82.7)	(80.1)	(74.7)	(82.8)	(82.1)	(11.8)	(9.2)	(8.1)
2 Partner	456	483	426	444	410	323	155	46	27
	(10.1)	(12.8)	(16.2)	(10.7)	(13.0)	(14.8)	(1.3)	(0.7)	(0.6)
3 und mehr Partner	57	53	46	55	63	49	14	4	1
	(1.3)	(1.5)	(1.8)	(1.3)	(2.0)	(2.3)	(0.2)	(0.1)	(0.0)

Familienstand

Ledig	537	236	105	679	152	62	928	227	69
	(11.9)	(6.3)	(4.0)	(16.4)	(4.8)	(2.8)	(11.4)	(3.7)	(1.6)
Verheiratet	3441	3082	2285	3137	2752	1976	6790	5398	3905
	(76.2)	(81.7)	(86.7)	(75.8)	(87.2)	(90.6)	(78.5)	(87.2)	(90.5)
Geschieden/ verwitwet	540	454	247	325	251	143	777	569	339
	(12.0)	(12.0)	(9.4)	(6.8)	(8.0)	(6.6)	(10.1)	(9.4)	(7.9)

Geburtsland

Westdeutschland	3528	2879	2068	3271	2438	1728	7058	4868	3495
	(78.1)	(76.3)	(78.4)	(79.0)	(77.3)	(79.2)	(81.6)	(78.6)	(81.0)
Ostdeutschland	990	893	569	870	717	453	1591	1326	818
	(21.9)	(23.7)	(21.6)	(21.0)	(22.7)	(20.8)	(18.4)	(21.4)	(19.0)

Geburtskohorte

1944 bis 1952	855	720	476	907	766	535	1559	1246	847
	(18.9)	(19.1)	(18.1)	(21.9)	(24.3)	(24.5)	(18.0)	(20.1)	(19.6)
1953 bis 1962	1650	1407	1024	1446	1203	857	3157	2363	1723
	(36.5)	(37.3)	(38.8)	(34.9)	(38.1)	(39.3)	(36.5)	(38.2)	(40.0)
1963 bis 1972	1497	1285	918	1322	979	678	2915	2062	1447
	(33.1)	(34.1)	(34.8)	(31.9)	(31.0)	(31.1)	(33.7)	(33.3)	(33.6)
1973 bis 1981	516	360	219	466	207	111	1018	523	296
	(11.4)	(9.5)	(8.3)	(11.3)	(6.6)	(5.1)	(11.8)	(8.4)	(6.9)

Befragungsperson

Weiblich	-	-	-	-	-	-	4513	3326	2342
							(52.2)	(53.7)	(54.3)
Männlich	-	-	-	-	-	-	4136	2868	1972
							(47.8)	(46.3)	(45.7)

Anmerkung: Es handelt sich um zeitkonstante Merkmale zum Zeitpunkt der letzten Befragung.¹ Es handelt sich nicht um die Anzahl an Partnern bis zum Interviewzeitpunkt, sondern um die Anzahl an Partnern mit der eine Person bis zur X. Schwangerschaft oder Rechtszensurierung kohabitiert hat. Im Fall von Partnerschaften geht es um die Anzahl vorhergehender Partnerschaften mit Kohabitation vor dem Beginn der dauerhaften Partnerschaft.

Quelle: NEPS SC6 2013, eigene Berechnungen.

4.2 Methoden der Ereignisdatenanalyse

Zur Analyse der Prozesse der Familiengründung und -erweiterung werden Kaplan-Meier-Schätzungen und Piecewise-Constant-Exponentialmodelle verwendet. Die Kaplan-Meier-Schätzung ist den nichtparametrischen Verfahren zugehörig, welche die Schätzung von Survivorfunktionen für bestimmte Gruppen und Untergruppen ermöglicht. Allerdings erweist sich diese Methode bei einer zunehmenden Zahl an zu betrachtenden Subgruppen und somit einer abnehmenden Zahl an Fällen (in jeder Subgruppe) als problematisch für die Schätzung und Interpretation (Blossfeld, 2010, S. 1003).

Um den Einfluss von zeitkonstanten und zeitveränderlichen Kovariablen sowie Abhängigkeiten von der Zeit auf die Übergangsrate zu schätzen (Blossfeld, 2010, S. 1003), wird das Regressionsverfahren des Piecewise-Constant-Exponentialmodells verwendet, das eine Erweiterung des einfachen Exponentialmodells ist. Die folgende Beschreibung des Piecewise-Constant-Exponentialmodells und das diesem Modell zugrunde liegende mathematische Konzept basiert auf Blossfeld (2010, S. 1000–1006; vgl. für eine detaillierte Methodenbeschreibung Blossfeld, Golsch & Rohwer, 2007, S. 116–182).

Die abhängige Variable des Piecewise-Constant-Regressionsmodells ist die Übergangsrate $r_{jk}(t)$ von einem Ausgangszustand j (z. B. „kinderlos“) in einen Zielzustand k (z. B. „Erstelternschaft“) zum Zeitpunkt t . Im Unterschied zum einfachen Exponentialmodell wird die Abhängigkeit von der Zeit und somit die Annahme einer konstanten Übergangsrate im Piecewise-Constant-Regressionsmodell mit konstanten Regressionskonstanten $\alpha_i^{(jk)}$ ($i = 1, \dots, L$ Intervalle) für beliebig gewählte Abschnitte der Zeitachse modelliert. Somit müssen keine Vorannahmen für die Verweildauerabhängigkeit getroffen werden und beliebige Baseline-Raten können abgebildet werden. Dabei sind die Einflüsse der Kovariablen und ihrer Koeffizienten log-linear mit den Regressionskonstanten verbunden, um eine ausschließlich positive Rate zu erhalten: $r_{jk}(t) = \exp\{\alpha_1^{jk} + \mathbf{a}^{jk} \boldsymbol{\alpha}^{jk}\}$ wenn $t \in I_1$ ist. Beliebige Intervallgrenzen der Zeitachse müssen definiert werden: $0 = \tau_1 < \tau_2 < \dots < \tau_L$. Wobei es mit $\tau_L = \infty$ L Zeitintervalle $I_l = \{t \mid \tau_l \leq t < \tau_{l+1}\}$ für $l = 1, \dots, L$ gibt.

Die Parameter werden beim Piecewise-Constant-Exponentialmodell nach der Maximum-Likelihood-Methode geschätzt. Die Rate wird durch einen positiven (negativen) Koeffizienten erhöht (gesenkt), wenn die Kovariable im Wert zunimmt. Wenn der Koeffizient den Wert 0 annimmt, bedeutet dies, dass die jeweilige Kovariable die Rate nicht beeinflusst (Blossfeld, 2010, S. 1004–1006). Überdies verlängert (verkürzt) ein negativer (positiver) Koeffizient die Verweildauer im Ausgangszustand bei Zunahme des Werts der Kovariable.

Um zeitveränderliche Kovariablen in den Piecewise-Constant-Exponentialmodellen zu nutzen, wird die Methode des Episodensplittings angewendet, die es ermöglicht, den Einfluss einer Veränderung der erklärenden Variablen auf die Übergangsrate zu schätzen. Die Verweildauerepisoden werden dabei an den Zeitpunkten gesplittet, an denen die unabhängige Variable ihren Zustand ändert. Außer der letzten Subepisode, die den Zielzustand der Ursprungsepisode erhält, werden alle entstehenden Subepisoden als rechtszensiert behandelt (Blossfeld, 2010, S. 1012).

4.3 Operationalisierung

Die Daten des NEPS sind aufgrund der Datierung auf Monatsbasis sehr gut für die Ereignisdatenanalyse geeignet. Die empirische Analyse der Übergänge zum ersten, zweiten und dritten Kind erfordert die Modellierung von drei abhängigen Prozessen. Die abhängigen Prozesse sind dabei nicht die Übergänge zum ersten, zweiten und dritten Kind in Bezug auf das Geburtsdatum, sondern auf den jeweiligen Schwangerschaftsbeginn. Das Geburtsdatum des Kindes wird somit acht Monate vordatiert²⁵, um dem Entscheidungszeitraum näherzukommen und Kausalitäts- und Endogenitätsprobleme zu verringern. Es werden nur Schwangerschaften betrachtet, die zur Geburt des jeweiligen Kindes führen, weshalb im Folgenden weiterhin vereinfachend vom Übergang zum Kind und nicht zur Schwangerschaft gesprochen wird.

Der erste abhängige Prozess – der Übergang zum ersten Kind – beginnt für Männer und Frauen mit der Vollendung des 15. Lebensjahres, da vor dem Beginn des 16. Lebensjahres die Geburt eines Kindes eine Ausnahme bildet. Für Partnerschaften wird der Beginn des Zusammenlebens angenommen.

In der SC6 des NEPS wird der Beginn einer Paarbeziehung zeitlich nicht erfasst, womit einige Probleme bei der Modellierung und Konstruktion, aber auch der Interpretation der Ergebnisse des Partnerschaftsverlaufs verbunden sind. Erst das Zusammenzugsdatum wird erfasst. Diese Konstruktion des Partnerschaftsbeginns kann zu einer Überschätzung der Fertilitätsentscheidungen führen, da Zusammenzug und Heirat bereits ein Ausdruck der Familiengründungsbereitschaft oder der bevorstehenden Geburt eines Kindes sein können (Kurz, 2005, S. 185; Eckhard, 2010, S. 63) und zwei bedeutende Entscheidungen bereits getroffen wurden: die Gründung einer Paarbeziehung und eines gemeinsamen Haushalts (Gebel & Giesecke, 2009, S. 405). Andererseits kann aufgrund dieser Modellierung eine Unterschätzung der Fertilität entstehen, da Partnerschaften, die vor dem Zusammenzug ein Kind bekommen haben, ausgeschlossen werden, da dieses Kind der Partnerschaft nicht zugeordnet werden kann. Diese beiden Verzerrungen müssen bei der Auswertung der Partnerschaftsmodelle berücksichtigt werden, wobei die Positivselektion, so ist zu vermuten, von größerem Einfluss ist. Bei Partnerschaften, die kein Zusammenzugsdatum, aber ein Heiratsdatum aufweisen oder bei denen das Heiratsdatum vor dem Zusammenzugsdatum liegt, wurde dieses als Startzeitpunkt genutzt. Das Beobachtungsfenster wird an die fertile Phase der Personen angepasst. Es endet, wenn ein Ereignis, die (entsprechende) Schwangerschaft, eintritt oder bei Rechtszensierung. Für Frauen tritt die Rechtszensierung mit der Vollendung des 50., für Männer mit der Vollendung des 55. Lebensjahres ein. Entsprechendes gilt für Partnerschaften, je nachdem ob es sich um eine weibliche oder männliche Befragungsperson handelt. Zusätzlich wird rechtszensiert, wenn sich die Partnerschaft auflöst.

Bei der Analyse des Übergangs zum zweiten und dritten Kind verändern sich die Stichprobe und der Beginn des Beobachtungszeitraums. In die Analyse des Übergangs zum zweiten Kind fließen nur Untersuchungseinheiten ein, die bereits ein Kind bekommen haben und beim Übergang zum dritten Kind, die bereits ein zweites Kind bekommen haben (vgl. Tabelle 2 und 3 in Abschnitt 4.1). Die Prozesszeit beginnt beim Übergang zum zweiten Kind mit der Geburt

²⁵ Das Geburtsdatum wird acht Monate und nicht neun Monate vordatiert, um wiederum dem Datum der Feststellung der tatsächlich realisierten Schwangerschaft näherzukommen.

des ersten Kindes und beim Übergang zum dritten Kind mit der Geburt des zweiten Kindes. Der Beobachtungszeitraum endet mit dem Beginn der zweiten bzw. dritten Schwangerschaft. Die Bedingungen der Rechtszensierung verändern sich nicht.²⁶

Als erklärende Variablen werden sowohl zeitkonstante als auch zeitveränderliche Variablen eingeführt. Die zeitveränderlichen Variablen werden dabei als sich im Lebenslauf bzw. Partnerschaftsverlauf wandelnde Prozesse aufgefasst und dynamisch mit Hilfe des Episodensplittings modelliert (vgl. Blossfeld & Huinink, 1991, S. 147; Blossfeld et al., 2007, S. 137). Sie zeigen an, ob sich eine Untersuchungseinheit zum Zeitpunkt t im Ausgangszustand der unabhängigen Variable befindet (Blossfeld, 2010, S. 1012). In Tabelle 4 ist die Operationalisierung der unabhängigen Variablen differenziert nach zeitveränderlichen und zeitkonstanten Kovariablen sowie nach Untersuchungseinheiten bereits in Bezug auf die Analysemodelle zusammengefasst. Auf Besonderheiten einzelner Variablen wird nun eingegangen.

Der Variablencluster *Beschäftigungsstatus* wird jeweils an das entsprechende Analysesample angepasst. Ist ein Beschäftigungsstatus nicht vorhanden oder weist zu wenig Varianz bezüglich der Ereignisse auf²⁷, wird dieser unter die Variable *Sonstiges* zusammengefasst. Für die Interaktionsmodelle zum Beschäftigungsstatus wird aufgrund dieser Problematik eine zeitveränderliche Variable *Nichtvollzeiterwerbstätigkeit* gebildet mit 1=Nichtvollzeiterwerbstätigkeit und 0=Vollzeiterwerbstätigkeit.

Tabelle 4: Operationalisierung der unabhängigen Kovariablen

Variable	Ausprägung
Kovariablen für alle Modelle	
<i>Geburtskohorten</i> (zeitkonstant)	
1944 bis 1952	Personen, die zwischen 1944 und 1952 geboren wurden (=1); sonst (=0)
1953 bis 1962	Personen, die zwischen 1953 und 1962 geboren wurden (=1); sonst (=0)
1963 bis 1972	Personen, die zwischen 1963 und 1972 geboren wurden (=Referenz)
1973 bis 1981	Personen, die zwischen 1973 und 1981 geboren wurden (=1); sonst (=0)
<i>Geburtsland</i> (zeitkonstant)	
Ostdeutschland	Personen, die in Ostdeutschland geboren wurden (=1); sonst (=0)
Westdeutschland	Personen, die in Westdeutschland geboren wurden (=Referenz) ¹
<i>Beschäftigungsstatus</i> (zeitveränderlich)	
Vollzeiterwerbstätigkeit	Personen, die sich in einer Vollzeiterwerbstätigkeitsphase befinden (=Referenz)
Teilzeiterwerbstätigkeit	Personen, die sich in einer Phase der Teilzeiterwerbstätigkeit befinden (=1); sonst (=0)

²⁶ Untersuchungseinheiten bei denen die ersten beiden Kinder, das zweite und dritte Kind Zwillinge oder die ersten drei Kinder Drillinge sind, fließen nicht in die Analyse zum zweiten bzw. dritten Kind ein, da es sich nicht um bewusste Entscheidungen zum zweiten bzw. dritten Kind handelt (vgl. Tabelle 2 in Abschnitt 4.1).

²⁷ Die Signifikanz in der Ereignisdatenanalyse hängt von der Anzahl an Ereignissen ab. Als Richtlinie werden dabei mindestens 50 Ereignisse bei Untersuchungseinheiten genutzt, da sonst unsichere Schätzungen zustande kommen.

Arbeitslosigkeit	Personen, die sich in einer Phase der Arbeitslosigkeit befinden (=1); sonst (=0)
In Ausbildung	Personen, die sich in einer Ausbildungsphase (allgemeines Schulwesen; Berufsvorbereitung; berufliche Ausbildung; Fach- und Hochschulstudium) befinden (=1); sonst (=0)
Warteschleife	Personen, die sich in einer Wartezeit zwischen Ausbildungsphase und Erwerbstätigkeit befinden (=1); sonst (=0)
Militär/Freiwilliger Dienst	Personen, die sich in einer Phase des Militärdienstes (professionelle SoldatInnen zählen dabei zur Erwerbstätigkeit), Zivildienstes; freiwilligen sozialen oder ökologischen Jahres befinden (=1); sonst (=0)
Babypause	Personen, die sich in einer Babypause oder Phase des Erziehungsurlaubs befinden (Mutterschutz zählt dabei zu einer Erwerbstätigkeitsphase) (=1); sonst (=0)
Sonstiges	Episoden von Personen, die keinem Beschäftigungsstatus zuzuordnen sind oder eine Zusammenfassung von verschiedenen Beschäftigungsstadien aufgrund geringer Fallzahl (=1); sonst (=0)

Bildung (zeitveränderlich)

Höchstens Hauptschulabschluss mit Ausbildung	Personen mit höchstens Hauptschulabschluss mit Ausbildung (=1); sonst (=0)
Mittlere Reife ohne/mit Ausbildung	Personen mit Mittlerer Reife ohne/mit Ausbildung (=Referenz)
Hochschulreife ohne/mit Ausbildung	Personen mit Hochschulreife ohne/mit Ausbildung (=1); sonst (=0)
Fachhoch- / Hochschulabschluss	Personen mit Fachhochschulabschluss und/oder Hochschulabschluss (=1); sonst (=0)

Kontrollvariablen

Alter bei Erstgeburt	Alter bei der Geburt des ersten Kindes
Alter bei Zweitgeburt	Alter bei der Geburt des zweiten Kindes

Kovariablen für Individualmodelle

Partneranzahl

Partneranzahl	Anzahl an PartnerInnen bis zum X. Kind
---------------	--

Familienstand (zeitveränderlich)

Ledig/kein(e) PartnerIn	Personen, die ledig, geschieden oder verwitwet sind (=1); sonst (=0)
Kohabitierend	Personen, die mit einem Partner zusammenleben (=Referenz)
Verheiratet	Personen, die verheiratet sind (=1); sonst (=0)

Perioden Übergang zum ersten Kind

P1; P2; P3; P4; P5; P6; P7; P8	16. bis < 19.; 19. bis < 22.; 22. bis < 25.; 25. bis < 28.; 28. bis < 31.; 31. bis < 36.; 36. bis < 41.; ab 41. Lebensjahr
--------------------------------	--

Perioden Übergang zum zweiten Kind

P1; P2; P3; P4; P5; P6; P7; P8	0 bis < 1; 1 bis < 2; 2 bis < 3; 3 bis < 4; 4 bis < 5; 5 bis < 6; 6 bis < 9; ab 9 Jahre nach 1. Geburt
--------------------------------	--

Perioden Übergang zum dritten Kind

P1; P2; P3; P4; P5 0 bis < 3; 3 bis < 4; 4 bis < 5; 5 bis < 6; ab 6 Jahre nach 2. Geburt

Kovariablen für Partnerschaftsmodelle*Bildung PartnerIn (zeitveränderlich)*

Höchstens Hauptschulabschluss mit Ausbildung	PartnerIn mit höchstens Hauptschulabschluss mit Ausbildung (=1); sonst (=0)
Mittlerer Reife ohne/mit Ausbildung	PartnerIn mit Mittlerer Reife ohne/mit Ausbildung (=Referenz)
Hochschulreife ohne/mit Ausbildung	PartnerIn mit Hochschulreife ohne/mit Ausbildung (=1); sonst (=0)
Fachhoch- / Hochschulabschluss	PartnerIn mit Fachhochschulabschluss und/oder Hochschulabschluss (=1); sonst (=0)

Familienstand (zeitveränderlich)

Kohabitierend	Partnerschaften, die kohabitieren (=Referenz)
Verheiratet	Partnerschaften, die verheiratet sind (=1); sonst (=0)

Partnerschaftsanzahl (zeitkonstant)

Partnerschaftsanzahl	Anzahl an vorhergehenden Partnerschaften
----------------------	--

Kontrollvariablen

Alter bei Partnerschaftsbeginn Befragte(r)	Alter Befragte(r) bei Beginn des Zusammenlebens
Alter PartnerIn bei Partnerschaftsbeginn	Alter PartnerIn bei Beginn des Zusammenlebens
Alter PartnerIn bei Erstgeburt	Alter PartnerIn bei der Geburt des ersten Kindes
Alter PartnerIn bei Zweitgeburt	Alter PartnerIn bei der Geburt des zweiten Kindes
Alter bei Partnerschaftsbeginn Befragte(r) quadriert	Alter Befragte(r) bei Beginn des Zusammenlebens quadriert

Perioden Übergang zur ersten Kind

P1; P2; P3; P4; P5; P6; P7	0 bis < 1; 1 bis < 2; 2 bis < 4; 4 bis < 6; 6 bis < 9; 9 bis < 14; ab 14 Jahre nach Partnerschaftsbeginn
----------------------------	--

Perioden Übergang zur zweiten Kind

P1; P2; P3; P4; P5; P6; P7; P8	0 bis < 1; 1 bis < 2; 2 bis < 3; 3 bis < 4; 4 bis < 5; 5 bis < 6; 6 bis < 9; ab 9 Jahre nach 1. Geburt
--------------------------------	--

Perioden Übergang zur dritten Kind

P1; P2; P3; P4; P5	0 bis < 3; 3 bis < 4; 4 bis < 5; 5 bis < 6; ab 6 Jahre nach 2. Geburt
--------------------	---

Anmerkung: ¹ Bei Personen, die nicht in Ost- oder Westdeutschland geboren wurden, wird vom Zuwanderungsland (Ost- oder Westdeutschland) bis zum Alter von zehn Jahren oder dem Land, in dem der allgemeinbildende Schulabschluss (Ost- oder Westdeutschland) erlangt wurde, ausgegangen. Die Referenzkategorien beziehen sich in dieser Tabelle bereits auf die Analysemodelle.

Das Bildungsniveau der Befragungsperson wird zeitveränderlich an die real berichtete Bildungshistorie angepasst und jeweils aktualisiert, wenn das nächst höhere Bildungsniveau erreicht wird. Anschließend werden Dummyvariablen gebildet. Dazu wird die

Bildungsklassifikation CASMIN (vgl. Lüttiger & König, 1988; Lechert, Schroedter & Lüttiger, 2006) genutzt. Auf Grundlage von Kaplan-Meier-Schätzungen wird die Anzahl der CASMIN-Kategorien unter Ähnlichkeitskriterien des Verlaufs der Survivorkurve verringert. Das Bildungsniveau des Partners wird nicht durch eine Bildungsbiographie erfasst. Aus diesem Grund wird eine idealtypische Modellierung nach Bildungsjahren (CASMIN) angewandt und das entsprechende Bildungsniveau nach der idealtypischen Anzahl an Jahren aktualisiert, die zur Erlangung dessen benötigt werden. Dabei entsprechen acht Jahre „keinem Abschluss“, neun Jahre „Hauptschulabschluss ohne Ausbildung“, zehn Jahre „Mittlere Reife ohne Ausbildung“, 12 Jahre „Hauptschulabschluss mit Ausbildung“, 13 Jahre „Hochschulreife ohne Ausbildung“ und „Mittlere Reife mit Ausbildung“, 15 Jahre „Hochschulreife mit Ausbildung“, 16 Jahre „Fachhochschulabschluss“ und 18 Jahre „Hochschulabschluss“. Das Bildungsniveau des Partners wird entsprechend der Reduktion bei der Befragungsperson zusammengefasst. Aufgrund geringer Fallzahlen mit Ereignissen wurde auf die Berücksichtigung einer idealtypisch gebildeten Variable *In Ausbildung* (Verbleib im allgemeinbildenden Schulsystem) für den Partner verzichtet.

Auf Individualebene wurde die zeitveränderliche Kovariable *Familienstand* über mehrere Partner gebildet. Wenn eine Person sich vom Partner trennt²⁸, scheidet lässt oder verwitwet, dann erhält sie wieder den Familienstand *ledig/kein(e) PartnerIn*. Aufgrund dieser Abbildung der Partnerschaftsbiographie, und somit dem Vorkommen von potentiell mehreren Partnern auf Individualebene, wird in den Individualmodellen das Bildungsniveau des Partners nicht berücksichtigt.

Da Informationen zum Beschäftigungsstatus nur für die befragte Person erhoben wurden, werden die Partnerschaftsmodelle nach männlicher und weiblicher Befragungsperson unterschieden, um auch die geschlechterspezifischen Hypothesen zumindest für den Respondenten prüfen zu können.

Die Variablen *Partneranzahl* und *Partnerschaftsanzahl* unterscheiden sich. Während die *Partneranzahl* in den Individualmodellen die Anzahl an Partnern einschließlich des Partners beim Eintritt des Ereignisses oder Rechtszensierung enthält, beinhaltet die *Partnerschaftsanzahl* in den Partnerschaftsmodellen die Anzahl an vorhergehenden Partnerschaften mit Kohabitation.

5. Empirische Befunde des Übergangs zum ersten, zweiten und dritten Kind

In diesem Kapitel werden die Ergebnisse der empirischen Analysen des Übergangs zum ersten, zweiten und dritten Kind von Frauen, Männern und Partnerschaften mit weiblicher und mit männlicher Befragungsperson vorgestellt. Zunächst wird auf Befunde des nichtparametrischen Verfahrens der Kaplan-Meier-Schätzung und daran anschließend auf multivariate Ergebnisse der Piecewise-Constant-Exponentialmodelle eingegangen.

5.1 Deskriptive Ergebnisse

Die Kaplan-Meier-Schätzungen werden zunächst nach den sozialstrukturellen Merkmalen Geburtskohorte, Ost- und Westdeutschland und dem Bildungsniveau des Respondenten zwischen Frauen und Männern auf Individualebene dargestellt. Im Anschluss wird der Übergang zum ersten, zweiten und dritten Kind aus der Perspektive von Partnerschaften

²⁸ Das heißt, auseinanderzieht ohne wieder mit diesem Partner zusammenzuziehen.

differenziert nach den sozialstrukturellen Merkmalen der weiblichen bzw. männlichen Befragungsperson betrachtet. Diese deskriptive Darstellung ist nicht strikt an den Hypothesen orientiert und dient auch einer etwas allgemeineren Beschreibung der Übergänge zum ersten, zweiten und dritten Kind.

5.1.1 Frauen und Männer

In Abbildung 4 sind die Ergebnisse der Kaplan-Meier-Schätzungen für den Übergang zum ersten Kind, differenziert nach Männern und Frauen und jeweils nach den sozialstrukturellen Merkmalen Geburtskohorte, Geburtsland und Bildungsniveau, dargestellt.

Insgesamt gehen nach den Kaplan-Meier-Schätzungen 85 Prozent der Frauen und 80 Prozent der Männer in die Erstelternschaft über. Für Frauen nimmt der Anteil an Übergängen zur ersten Mutterschaft ab dem 19. Lebensjahr bis zum Alter von Anfang 30 stark zu. Die älteren Geburtskohorten zeigen dabei einen früher einsetzenden Verlauf, der aber zum Ende des Beobachtungszeitraums auf einem ähnlichen Niveau bei 84 bis 86 Prozent an Übergängen zum ersten Kind endet. Für die jüngste Geburtskohorte, die zum Befragungszeitpunkt zwischen 30 und 38 Jahren alt war, deutet sich allerdings ein geringeres Endniveau an. Für Männer ist ein ähnlicher Verlauf zu erkennen. Dieser ist allerdings um etwa drei Jahre im Lebensverlauf nach hinten verschoben, was auf die Altersdifferenz zwischen Männern und Frauen zurückgeführt werden kann (Rupp & Blossfeld, 2008, S. 142). Im Unterschied zu Frauen zeichnet sich bei Männern bereits bei der Kohorte der 1963 bis 1972 Geborenen ein geringerer Anteil an Übergängen zum ersten Kind ab, welcher sich bis zum Alter von 49 Jahren nicht an die älteren Kohorten annähert. Für diese Kohorte ist ein Anteil von 0,76 im Vergleich zu 0,85 der älteren Kohorten ersichtlich.

Bei der jüngsten Kohorte zeichnet sich eine Tendenz des späteren Einsetzens und niedrigerem Endniveaus ab. Allerdings, wie auch noch beim Übergang zum zweiten und dritten Kind sichtbar wird, erweisen sich die Kaplan-Meier-Schätzungen für die Kohorte der 1973 bis 1981 geborenen Personen mit noch nicht abgeschlossener Fertilitätsphase aufgrund ihrer relativ kleinen Fallzahl als sehr unsicher. Die Unterscheidung nach Ost- und Westdeutschland zeigt sowohl für Männer als auch für Frauen eine deutliche Spreizung im Verlauf und Endniveau, wobei diese für Frauen deutlicher ausfällt. Frauen aus Ostdeutschland gehen deutlich früher mit etwa drei bis vier Jahren Unterschied und einem endgültigen Anteil von 0,91 im Vergleich zu westdeutschen Frauen mit 0,84 in die erste Mutterschaft über. Bei Männern fallen diese Unterschiede etwas geringer aus.

Hinsichtlich des Bildungsniveaus zeigt die Differenzierung nach Geschlecht deutliche Unterschiede zwischen Frauen und Männern. Zwar lässt sich für beide folgendes Muster festhalten: Je höher das Bildungsniveau, desto später erfolgt der Übergang zum ersten Kind und desto geringer ist der Anteil an Übergängen zum ersten Kind; aber dennoch zeigen sich stärkere bildungsspezifische Unterschiede bei den Frauen. So gehen Frauen bis zum Bildungsniveau Mittlere Reife ohne/mit Ausbildung mit etwa vier bis fünf Jahren früher zum ersten Kind über und haben mit 88 Prozent einen höheren Anteil als Frauen mit Hochschulreife und Fachhochschul- und Hochschulabschluss mit 80 Prozent, die überdies einen sehr ähnlichen Verlauf aufweisen. Bei Männern zeigt sich wiederum ein ähnlicher bildungsspezifischer Unterschied, wobei die bereits beschriebene bildungsspezifische Altersdifferenz bei Männern mit drei Jahren etwas kleiner ist als bei Frauen.

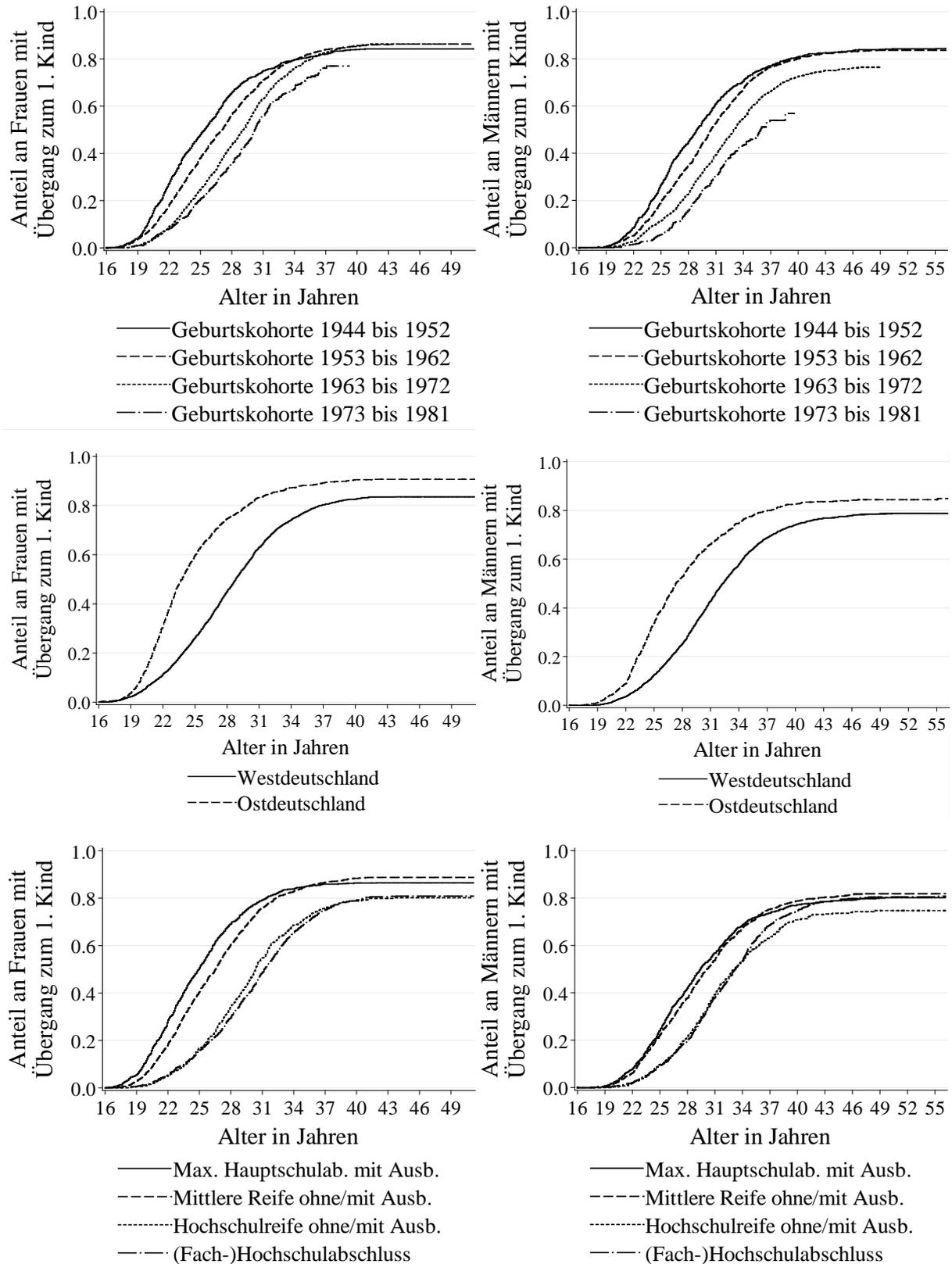


Abbildung 4: Kaplan-Meier-Schätzungen des Übergangs zum ersten Kind von Frauen und Männern

Quelle: NEPS SC6 2013, eigene Berechnungen.

Interessant ist dabei der Verlauf von Männern mit Hochschulreife. Zunächst folgt dieser dem Verlauf von Männern mit Fachhochschul- und Hochschulabschluss, verlässt dann aber ab dem Alter von ca. 34 Jahren diesen Pfad und geht bis auf das höhere Niveau der Männer mit niedrigerem Bildungsniveau über. Somit haben lediglich Männer mit Fachhochschul- und Hochschulschulabschluss ein um ca. sechs Prozent niedrigeres Endniveau beim Übergang zum ersten Kind. Allerdings bleibt diese Besonderheit kritisch zu hinterfragen, da geringe Fallzahlen vorliegen. Mit diesen Befunden lässt sich der Institutioneneffekt für Frauen und Männer stützen. Ein deutlicher Niveaueffekt hingegen lässt sich nur für Frauen feststellen.

In Abbildung 5 sind die Kaplan-Meier-Schätzungen des Übergangs zum zweiten Kind abgebildet. Bis vier Jahre nach der ersten Geburt ist ein steiler Anstieg zu verzeichnen, welcher dann schnell abflacht. Nach etwa 3.5 Jahren sind bereits ca. 50 Prozent der Frauen und Männer zum zweiten Kind übergegangen. Die Altersdifferenz zwischen Männern und Frauen ist beim Übergang zur zweiten Schwangerschaft nicht mehr ersichtlich. Dies kann vermutlich auf den neuen Nullpunkt, die Geburt des ersten Kindes, bei dieser Betrachtung zurückgeführt werden. Auch der Anteil zum Ende des Beobachtungszeitraums ist nach den Kaplan-Meier-Schätzungen mit 0.76 für Frauen und Männer gleich.

Die Unterscheidung nach Kohorten zeigt für die Frauenkohorte von 1944 bis 1952 deutliche Unterschiede zu den übrigen Kohorten. Ab ca. zwei Jahren nach der Geburt des ersten Kindes wird der Verlauf dieser Kohorte im Vergleich zu den anderen Kohorten flacher und weist auch 24 Jahre nach der Geburt des ersten Kindes einen Unterschied von ca. acht bis neun Prozent zu den Frauengeburtkohorten von 1953 bis 1972 auf. Bei Männern ist diese Entwicklung auch anzutreffen, allerdings in stark abgeschwächter Form. Des Weiteren zeigen sich starke Unterschiede in der jüngsten Kohorte für Frauen und Männer. Diese beruhen allerdings auf den geringen und stark abnehmenden Fallzahlen im Beobachtungszeitraum, womit diese Kaplan-Meier-Schätzungen sehr unsicher sind. Auf eine weitergehende Interpretation der Kohorte von 1973 bis 1981 wird deshalb, auch beim Übergang zum dritten Kind, verzichtet.

Frauen und Männer zeigen hinsichtlich ihres Geburtslandes ähnliche Verläufe beim Übergang zum zweiten Kind. Ein Jahr nach der Geburt des ersten Kindes spreizen sich die Kurven zwischen Ost- und Westdeutschland. Diese Auseinanderentwicklung zeigt sich auch im Endanteil. Personen aus Ostdeutschland gehen später und mit einem um etwa sieben bis acht Prozent geringeren Anteil in die zweite Elternschaft über.

In Bezug auf das Bildungsniveau zeigen sich bei Frauen geringe Unterschiede. Etwas größere Differenzen sind beim Übergang zum zweiten Kind für Männer kennzeichnend. So gehen Männer mit Fachhochschul- und Hochschulabschluss früher und mit einem höheren Anteil von etwa 0.83 zur zweiten Vaterschaft über. Männer mit Mittlerer Reife weisen den geringsten Anteil an Übergängen zum zweiten Kind auf, wobei diese Differenz im Vergleich zu Männern mit maximal Hauptschulabschluss mit Ausbildung und zu Männern mit Hochschulreife relativ gering ist. Somit werden weder der Institutioneneffekt noch der Niveaueffekt für den Übergang zum zweiten Kind gestützt.

In Abbildung 6 sind die Kaplan-Meier-Schätzungen des Übergangs zum dritten Kind dargestellt. Frauen und Männer gehen insgesamt mit etwa 32 Prozent zur dritten Elternschaft über. Im Vergleich zu den bereits beschriebenen Übergängen ist der Anstieg des Übergangs zum dritten Kind wesentlich flacher. Vier Jahre nach der zweiten Geburt sind etwa 20 Prozent zur dritten Elternschaft übergegangen.

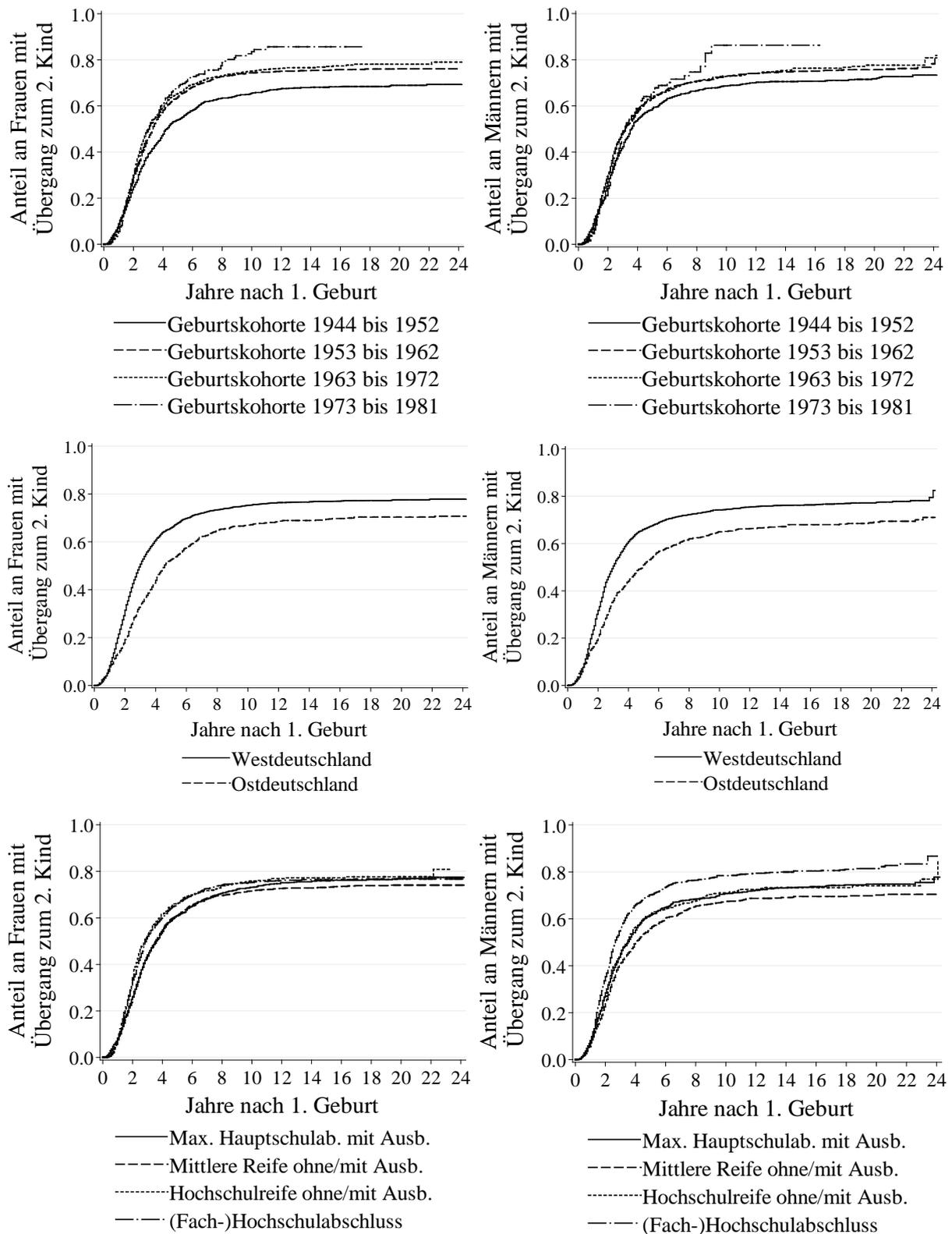


Abbildung 5: Kaplan-Meier-Schätzungen des Übergangs zum zweiten Kind von Frauen und Männern

Quelle: NEPS SC6 2013, eigene Berechnungen.

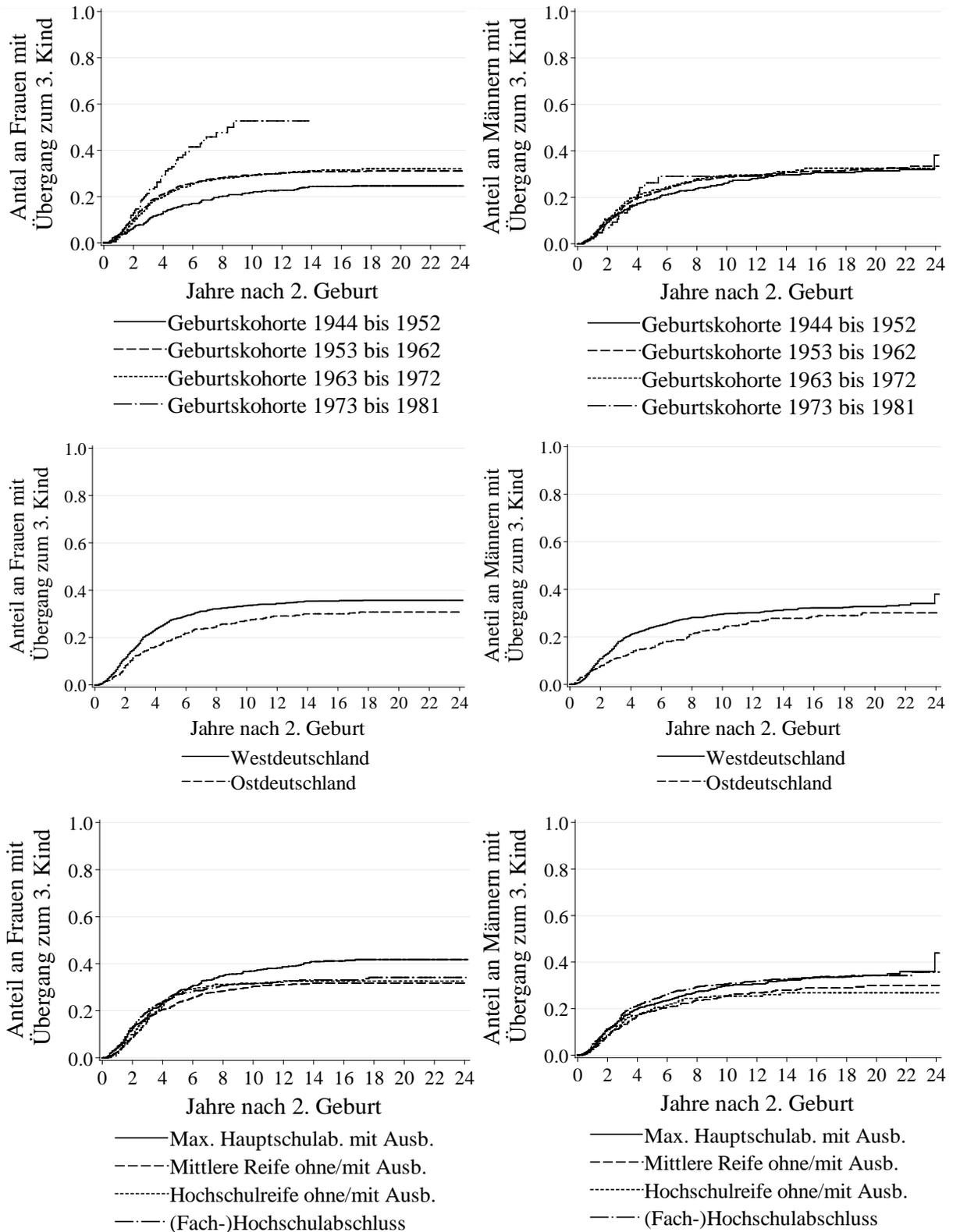


Abbildung 6: Kaplan-Meier-Schätzungen des Übergangs zum dritten Kind von Frauen und Männern

Quelle: NEPS SC6 2013, eigene Berechnungen.

Für Männer zeigen sich nur minimale Kohortenunterschiede. Bei den Frauen sind etwas größere Differenzen ersichtlich. Die Kohorte der von 1953 bis 1962 geborenen Frauen geht

mit einem etwas höheren Anteil zum dritten Kind über als die Kohorten 1944 bis 1952 und 1963 bis 1972. Auf eine Interpretation der jüngsten Kohorte 1973 bis 1981 wird, aus den oben genannten Gründen, verzichtet. Die beim Übergang zur zweiten Elternschaft beschriebenen Unterschiede zwischen West- und Ostdeutschland zeigen sich auch beim Übergang zum dritten Kind. Der geringere Anteil und der spätere Übergang zum dritten Kind von ostdeutschen Frauen im Vergleich zu westdeutschen Frauen fallen für Männer aus Ostdeutschland allerdings etwas geringer aus im Vergleich zu westdeutschen Männern. Auch bildungsspezifische Unterschiede beim Übergang zur dritten Elternschaft erweisen sich als geringfügig und sind keinem eindeutigen Muster zuzuordnen. Männer mit höchstens Hauptschulabschluss mit Ausbildung und Fachhochschul- und Hochschulabschluss zeigen einen etwas größeren Anteil an Übergängen zum dritten Kind. Es zeigt sich hingegen ein deutlich größerer Anteil an Frauen mit höchstens Hauptschulabschluss mit Ausbildung, die ein drittes Kind gebären.

Die deskriptiven Analysen auf der Individualebene verweisen im Vergleich zwischen Frauen und Männern eher auf Gemeinsamkeiten als auf Unterschiede. Die Unterschiede nehmen zudem beim Übergang zum zweiten und dritten Kind ab. Dennoch zeigen sich, vor allem beim Übergang zum ersten Kind, bildungsspezifische Unterschiede zwischen Frauen und Männern.

5.1.2 Partnerschaften

Nach der deskriptiven Beschreibung auf der Individualebene werden Kaplan-Meier-Schätzungen des Übergangs zum ersten, zweiten und dritten Kind aus der Partnerschaftsperspektive vorgestellt. Partnerschaften werden nach weiblicher und männlicher Befragungsperson und in Bezug auf die sozialstrukturellen Merkmale der Befragungsperson unterschieden.

In Abbildung 7 ist der Übergang zum ersten Kind von Partnerschaften dargestellt. Die Übergangskurve verläuft zunächst vom Nullpunkt des Partnerschaftsbeginns stark ansteigend; zehn Jahre nach Partnerschaftsbeginn liegt der Anteil an Paaren mit Übergang zur ersten Elternschaft bei etwa 0.80. Dieser unmittelbar starke Anstieg nach dem Partnerschaftsbeginn verweist auf die in Abschnitt 4.1 beschriebene Problematik der Positivselektion aufgrund der vom Zusammenzugsdatum ausgehenden Partnerschaftsmodellierung. Somit ist zu vermuten, dass zumindest der Timing-Effekt des Übergangs zum ersten Kind überschätzt wird. Sowohl Partnerschaften mit weiblicher als auch mit männlicher Befragungsperson gehen nach den Kaplan-Meier-Schätzungen mit ca. 90 Prozent zum Ende des Beobachtungszeitraums zum ersten Kind über.

Nach Geburtskohorten zeigen sich sowohl für Partnerschaften mit weiblicher als auch mit männlicher Befragungsperson zeitliche Unterschiede. Je älter die Kohorte ist, desto früher gehen die Partnerschaften in die erste Elternschaft über. Dieser kohortenspezifische Verlauf ist ähnlich zu den Kaplan-Meier-Schätzungen auf der Individualebene. Bei Partnerschaften mit männlicher Befragungsperson zeigen alle Kohorten ein ähnliches Endniveau. Bei Partnerschaften mit weiblicher Befragungsperson flacht die Kurve der ältesten Kohorte immer mehr ab, kreuzt nach zehn Jahren Partnerschaftsdauer die Kurven der übrigen Kohorten und zeigt 21 Jahre nach Partnerschaftsbeginn das niedrigste Niveau.

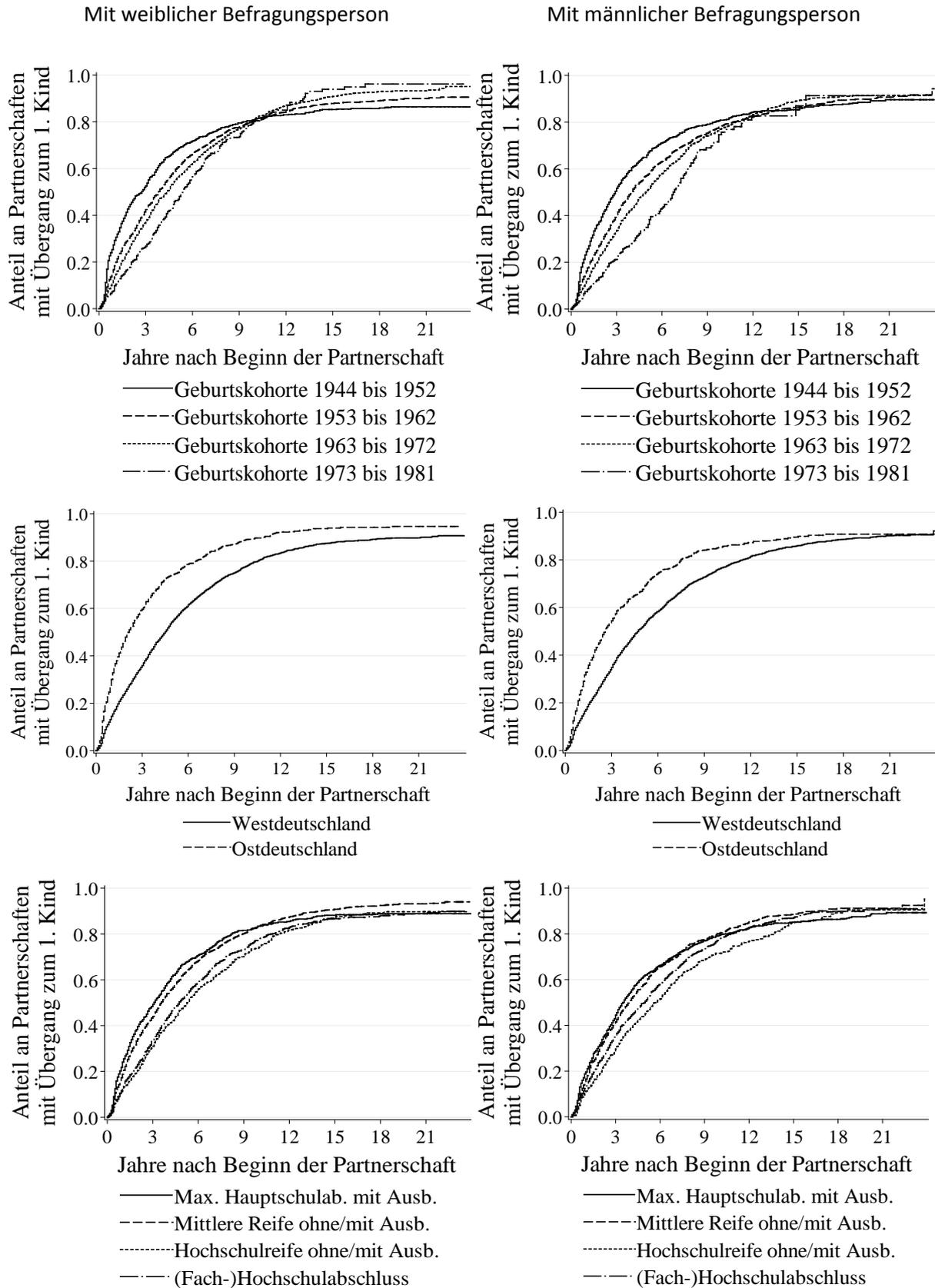


Abbildung 7: Kaplan-Meier-Schätzungen des Übergangs zum ersten Kind von Partnerschaften

Quelle: NEPS SC6 2013, eigene Berechnungen.

Ähnliches ist für die Kohorte 1953 bis 1962 zu beobachten. Allerdings sind die Kaplan-Meier-Schätzungen für die beiden jüngsten Kohorten 1963 bis 1972 und 1973 bis 1981 nur eingeschränkt zu interpretieren. Der Partnerschaftsbeginn wurde unabhängig vom Lebensalter modelliert, so dass in sehr wenigen Fällen bereits in jungem Alter (<10 Jahren) die Partnerschaft beginnt, was zu Verzerrungen hinsichtlich des Zusammenhangs zwischen der fertilen Phase und der Partnerschaftsdauer führen kann. In Bezug auf Ost-West-Unterschiede zeigen sich, wie in den Kaplan-Meier-Schätzungen für Frauen und Männer, zunächst ähnliche Muster für den Übergang zum ersten Kind. Ostdeutsche Partnerschaften gehen früher und mit einem größeren Anteil zur ersten Schwangerschaft über. Allerdings nähern sich die Kurven für Partnerschaften im späteren Verlauf wieder an und enden für Partnerschaften mit männlicher Befragungsperson sogar auf gleichem Niveau, so dass für diese lediglich ein Timing-Effekt festzustellen ist.

Die Differenzierung nach Bildung der Befragungsperson weist die geringsten Unterschiede auf. Leichte Timing-Effekte sind für Partnerschaften mit weiblicher wie mit männlicher Befragungsperson für das Bildungsniveau bis zur Mittleren Reife festzustellen. Diese zeigen einen etwas früheren Übergang zur ersten Elternschaft. Der Anteil 21 Jahre nach dem Partnerschaftsbeginn liegt auf sehr ähnlichem Niveau. Die Ausnahme bilden Partnerschaften mit weiblicher Befragungsperson und Mittlerer Reife, die ein leicht höheres Übergangsniveau zeigen. Aber dennoch kann im Unterschied zu den Individualmodellen beim Übergang zum ersten Kind lediglich ein schwacher Institutioneneffekt und kein Niveaueffekt festgestellt werden (vgl. Abbildung 4).

Die Kaplan-Meier-Schätzungen der Übergänge zum zweiten und dritten Kind sind in Abbildung 8 und Abbildung 9 ersichtlich. Dabei zeigen sich sowohl für den Übergang zum zweiten Kind als auch zum dritten Kind sehr ähnliche Verläufe zu den Kaplan-Meier-Schätzungen auf der Individualebene für Frauen und Männer und den Schätzungen für Partnerschaften mit weiblicher und männlicher Befragungsperson. In Abbildung 8 ist im Vergleich zu Frauen und Männern über alle sozialstrukturellen Merkmale lediglich ein geringer Unterschied im Endniveau für Partnerschaften anzutreffen, welches um jeweils zwei bis drei Prozentpunkte höher als auf der Individualebene für Frauen und Männer liegt. Auf eine tiefergreifende Beschreibung des Übergangs zum zweiten Kind von Partnerschaften nach den sozialstrukturellen Merkmalen wird deshalb an dieser Stelle verzichtet (vgl. Abschnitt 5.1.1).

Beim Übergang zum dritten Kind in Abbildung 9 sind, wie bereits angesprochen, auch sehr ähnliche Verläufe nach den sozialstrukturellen Merkmalen im Vergleich zu den Kaplan-Meier-Schätzungen auf Individualebene kennzeichnend, weshalb auf eine nach Geburtskohorte, Geburtsland und Bildungsniveau differenzierende Beschreibung weitestgehend verzichtet wird (vgl. Abschnitt 5.1.1). Allerdings zeigen sich Niveauunterschiede zwischen der Individual- und Partnerschaftsebene. So weisen Partnerschaften 21 Jahre nach der Geburt des zweiten Kindes über alle sozialstrukturellen Merkmale ein um bis zu sechs Prozentpunkte niedrigeres Niveau auf als Frauen und Männer. Diese Differenz fällt im Vergleich zwischen Frauen und Partnerschaften mit weiblicher Befragungsperson größer aus als im Vergleich zwischen Männern und Partnerschaften mit männlicher Befragungsperson. Vor allem Partnerschaften mit weiblicher Befragungsperson zeigen deutliche Unterschiede für die Geburtskohorte 1944 bis 1953 und Ostdeutschland mit einem niedrigeren Anteil an Übergängen zum dritten Kind im Vergleich zu Partnerschaften mit männlicher Befragungsperson, aber auch Frauen und Männern.

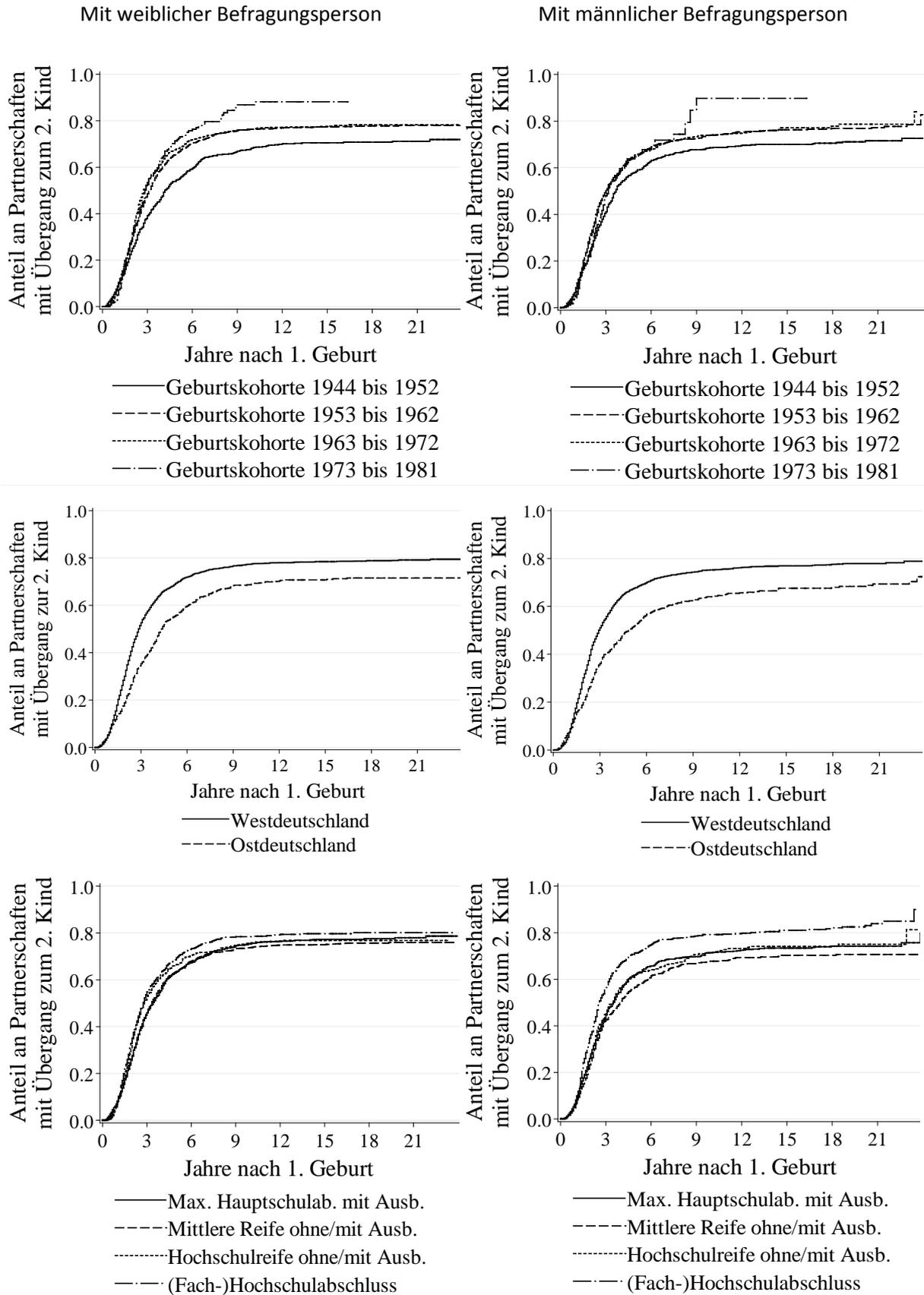


Abbildung 8: Kaplan-Meier-Schätzungen des Übergangs zum zweiten Kind von Partnerschaften

Quelle: NEPS SC6 2013, eigene Berechnungen

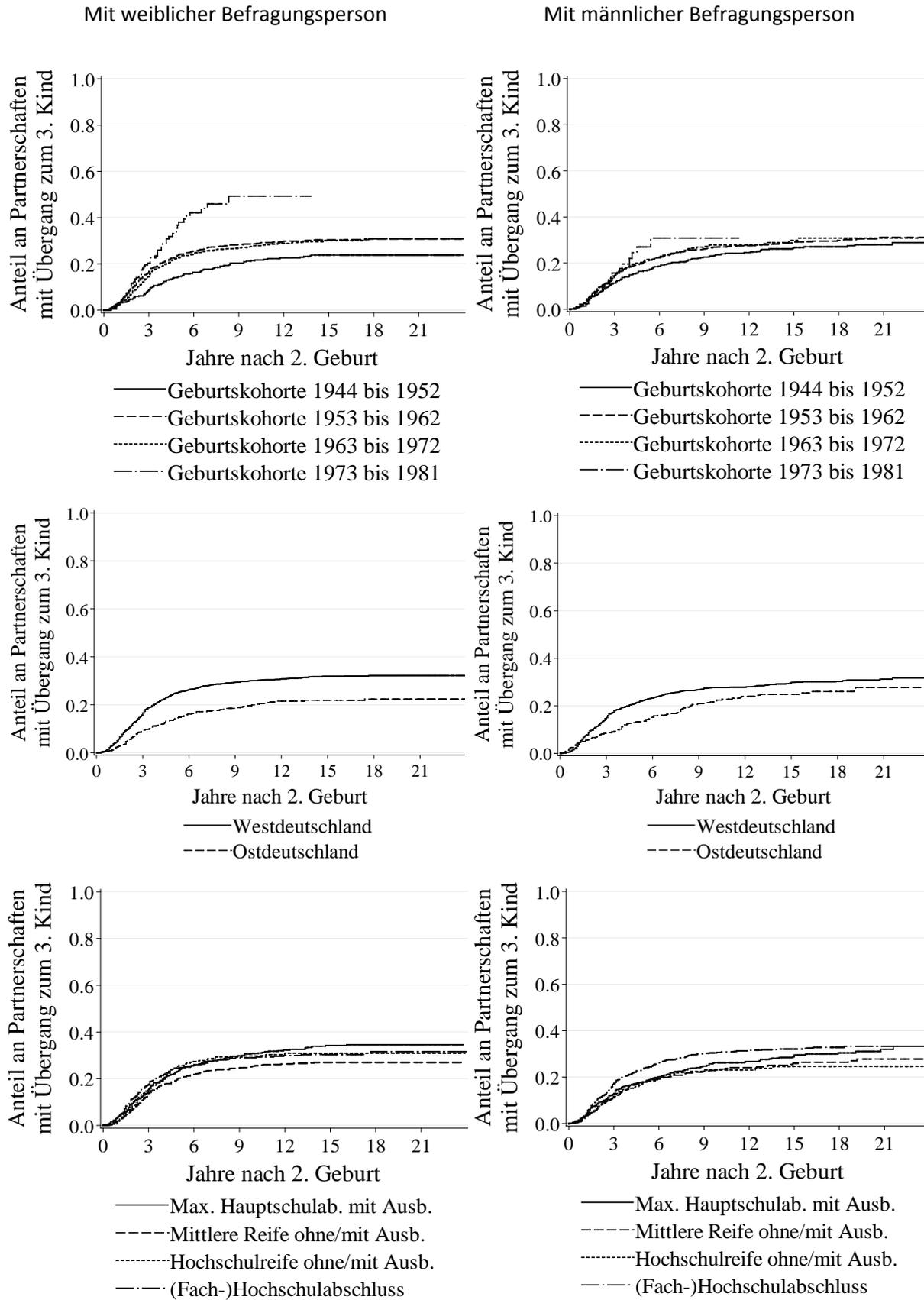


Abbildung 9: Kaplan-Meier-Schätzungen des Übergangs zum dritten Kind von Partnerschaften

Quelle: NEPS SC6 2013, eigene Berechnungen

Der geringere Anteil an Übergängen zum dritten Kind in den dauerhaften Partnerschaften im Vergleich zu Frauen und Männern kann ein Hinweis auf einen Partnerschaftswechsel zwischen zweitem und drittem Kind sein, welches in den Individualschätzungen einen positiven Einfluss auf den Anteil an Übergängen zum dritten Kind zeigt.

Die Kaplan-Meier-Schätzungen verweisen insgesamt auf große Gemeinsamkeiten und geringfügige Unterschiede, zum einen zwischen Frauen und Männern, zum anderen aber auch zwischen der Individualebene und der Partnerschaftsebene, beim Übergang zum ersten, zweiten und dritten Kind.

Die geringen Unterschiede zwischen der Individual- und der Partnerschaftsperspektive erscheinen allerdings weniger überraschend, wenn die Stichprobenszusammensetzung und der Stichprobenzuschnitt betrachtet werden. So zeigt Tabelle 3 (vgl. Abschnitt 4.1), dass sowohl die Stichproben für Frauen und Männer als auch für Partnerschaften zum überwiegenden Teil (74 Prozent und mehr) aus Untersuchungseinheiten bestehen, die mit ihrem ersten Partner zusammen bzw. in ihrer ersten dauerhaften Partnerschaft sind. Damit werden potentielle Unterschiede zwischen der Individual- und der Partnerschaftsperspektive, die aus Partnerschaftswechseln auf der Individualebene resultieren können, nivelliert.

5.2 Multivariate Ergebnisse

In den folgenden Abschnitten werden die Ergebnisse der multivariaten Regressionsmodelle der Ereignisdatenanalyse vorgestellt. In Anlehnung an die Vorstellung der deskriptiven Ergebnisse wird zunächst nach Modellen für Frauen und Männern differenziert, im Anschluss daran auf Partnerschaftsmodelle eingegangen. Im Mittelpunkt steht dabei die Interpretation der Modelle in Hinsicht auf die abgeleiteten Hypothesen. Modell „ohne Buchstaben“ in der Spaltenbezeichnung sind jeweils Basismodelle. Modelle „mit Buchstaben“ sind um Interaktionseffekte erweitert. Es werden nur signifikante Ergebnisse vorgestellt.

5.2.1 Frauen und Männer

In Tabelle 5 sind die Piecewise-Constant-Exponentialmodelle des Übergangs zum ersten Kind für Frauen und Männer abgebildet. Alle Modelle zeigen zunächst einen ansteigenden Verlauf der Übergangsnegung zum ersten Kind, welcher im weiteren Lebensverlauf wieder abnimmt. Modelle 1, 1a und 1b für Frauen und Modell 2 für Männer weisen jeweils hochsignifikante negative Effekte für die jüngste Geburtskohorte 1973 bis 1981 im Vergleich zu den 1963 bis 1972 geborenen Personen auf. Für Männer ist überdies ein positiver, auf dem 1-Prozent-Niveau signifikanter Effekt für die Kohorte der 1953 bis 1962 Geborenen ersichtlich. Männer dieser Kohorte haben im Vergleich zu den 1963 bis 1972 Geborenen eine höhere Übergangsnegung und verbleiben kürzer im Ausgangszustand ohne erstes Kind. In allen Modellen zeigen sich hochsignifikante, positive Koeffizienten für Ostdeutschland. Frauen und Männer aus Ostdeutschland gehen schneller und mit einer höheren Übergangsnegung in die erste Elternschaft über, wie dies durch die Kaplan-Meier-Schätzungen (vgl. Abbildung 4) bereits gezeigt wurde.

Tabelle 5: Piecewise-Constant-Exponentialmodelle des Übergangs zum ersten Kind von Frauen und Männern

	Frauen			Männer
	Modell 1	Modell 1a	Modell 1b	Modell 2
Periode				
P1: 16. bis < 19. Lebensjahr	-4.894 ^{***}	-4.896 ^{***}	-5.170 ^{***}	-6.794 ^{***}
P2: 19. bis < 22. Lebensjahr	-3.641 ^{***}	-3.704 ^{***}	-3.793 ^{***}	-4.439 ^{***}
P3: 22. bis < 25. Lebensjahr	-3.719 ^{***}	-3.771 ^{***}	-3.830 ^{***}	-3.832 ^{***}
P4: 25. bis < 28. Lebensjahr	-3.719 ^{***}	-3.760 ^{***}	-3.811 ^{***}	-4.001 ^{***}
P5: 28. bis < 31. Lebensjahr	-3.619 ^{***}	-3.663 ^{***}	-3.703 ^{***}	-3.886 ^{***}
P6: 31. bis < 36. Lebensjahr	-3.864 ^{***}	-3.909 ^{***}	-3.937 ^{***}	-3.876 ^{***}
P7: 36. bis < 41. Lebensjahr	-4.826 ^{***}	-4.870 ^{***}	-4.871 ^{***}	-4.525 ^{***}
P8: ab 41. Lebensjahr	-7.822 ^{***}	-7.867 ^{***}	-7.856 ^{***}	-6.216 ^{***}
Geburtskohorte				
1944 bis 1952	-0.066	-0.064	-0.061	0.076
1953 bis 1962	-0.026	-0.023	-0.023	0.123 ^{**}
1963 bis 1972 (Ref.)	-	-	-	-
1973 bis 1981	-0.215 ^{***}	-0.220 ^{***}	-0.200 ^{**}	-0.405 ^{***}
Geburtsland				
Ostdeutschland	0.634 ^{***}	0.799 ^{***}	0.624 ^{***}	0.475 ^{***}
Beschäftigungsstatus				
Vollzeiterwerbstätigkeit (Ref.)	-	-	-	-
Teilzeiterwerbstätigkeit	0.061	0.059	-	0.075
Arbeitslosigkeit	0.219 [*]	0.208 [*]	-	-0.268 [*]
In Ausbildung	-0.366 ^{***}	-0.374 ^{***}	-	-0.195 ^{***}
Warteschleife	0.324 ^{**}	0.329 ^{**}	-	-
Militär/Freiwilliger Dienst	-	-	-	-0.131 ⁺
Sonstiges	0.190	0.191	-	-0.248 ⁺
Nichtvollzeiterwerbstätigkeit (Ref.: Vollzeiterwerbstätigkeit)	-	-	-0.101 [*]	-
Bildung				
Höchstens Hauptschulabschluss mit Ausbildung	-0.037	-0.063	-0.016	-0.040
Mittlere Reife ohne/mit Ausbildung (Ref.)	-	-	-	-
Hochschulreife ohne/mit Ausbildung	-0.202 ^{***}	-0.168 ^{**}	-0.246 ^{***}	-0.243 ^{***}
Fach- und Hochschulabschluss	-0.009	0.094	-0.008	0.020
Partneranzahl				
Partneranzahl	-0.831 ^{***}	-0.831 ^{***}	-0.835 ^{***}	-0.677 ^{***}
Familienstand				
Ledig/kein(e) PartnerIn Kohabitierend (Ref.)	-1.403 ^{***}	-1.402 ^{***}	-1.439 ^{***}	-1.760 ^{***}

Verheiratet	0.719 ^{***}	0.714 ^{***}	0.729 ^{***}	0.760 ^{***}
Interaktionseffekte				
Ostdeutschland * Höchstens Hauptschulabschluss mit Ausbildung	-	-0.602 ^{***}	-	-
Ostdeutschland * Mittlere Reife ohne/mit Ausbildung (Ref.)	-	-	-	-
Ostdeutschland * Hochschulreife ohne/mit Ausbildung	-	-0.083	-	-
Ostdeutschland * Fach- und Hochschulabschluss	-	-0.406 ^{***}	-	-
Ostdeutschland * Nichtvollzeiterwerbstätigkeit	-	-	-0.044	-
Number of subjects	4518	4518	4518	4141
Number of failures	3795	3795	3795	3178
Time at risk	748571	748571	748571	861923
Log likelihood	-3186,1	-3169,7	-3127,7	-2269,0

Anmerkungen: Ref.=Referenzkategorie; Signifikanzniveau: ⁺ p<0.1, ^{*} p<0.05, ^{**} p<0.01, ^{***} p<0.001.

Quelle: NEPS SC6 2013, eigene Berechnungen.

Hinsichtlich des Beschäftigungsstatus verweisen Modelle 1 und 1a für Frauen und Modell 2 für Männer auf einen negativen Effekt auf die Übergangsnegung zum ersten Kind im Vergleich zu vollzeiterwerbstätigen Personen, wenn eine Person in einer Ausbildungsphase ist. Mit diesem Befund wird Hypothese 4 zum Institutioneneffekt bestätigt. In Bezug auf Vollzeit- und Teilzeiterwerbstätigkeit zeigen sich in Modellen 1, 1a und 2, d. h. sowohl für Frauen als auch für Männer, keine Unterschiede. Auf dem 5-prozentigen Signifikanzniveau zeigt sich ein positiver Effekt der Arbeitslosigkeit im Vergleich zur Vollzeiterwerbstätigkeit für Frauen. In Modell 2 zeigt sich für Männer ein signifikanter entgegengesetzter Effekt der Arbeitslosigkeit. Im Vergleich zu vollzeiterwerbstätigen Männern haben arbeitslose Männer eine geringere Übergangsnegung zum ersten Kind. Mit diesen Befunden lassen sich, zumindest für den Vergleich, zwischen Vollzeiterwerbstätigkeit und Arbeitslosigkeit die Hypothesen 5 und 6b für Frauen und 6a für Männer zum Einfluss des Erwerbsumfangs auf die Familiengründung stützen.

In Bezug auf den Einfluss des Bildungsniveaus auf den Übergang zum ersten Kind zeigen sich in Modell 1, 1b und 2 für Frauen und Männer lediglich signifikante negative Effekte für Personen mit Hochschulreife und ohne Hochschulabschluss im Vergleich zu Personen mit Mittlerer Reife. Mit diesem Befund lassen sich die Hypothesen 1a bis 2c nicht eindeutig bestätigen oder widerlegen. In Modell 1a wurden Interaktionseffekte zwischen Bildung und Ostdeutschland für Frauen spezifiziert. Der Koeffizient für Ostdeutschland gibt den Effekt für ostdeutsche Frauen mit Mittlerer Reife in Referenz zu westdeutschen Frauen mit Mittlerer Reife an (0.799). Dieser ist hochsignifikant und positiv. Zudem weisen ostdeutsche Frauen mit höchstens Hauptschulabschluss ($0.799 - 0.063 - 0.602 = 0.134$) sowie mit Fachhochschul- und Hochschulabschluss ($0.799 + 0.094 - 0.406 = 0.299$) im Vergleich zu westdeutschen Frauen mit Mittlerer Reife eine höhere Übergangsnegung auf. Mit diesem Befund kann die Hypothesen 3a nicht eindeutig gestützt werden, da sowohl niedrigeres als auch höheres

Bildungsniveau ostdeutscher Frauen auf eine niedrigere Übergangsneigung im Vergleich zu ostdeutschen Frauen mit Mittlerer Reife verweist.

Um Hypothese 7 zu prüfen, wird aufgrund geringer Fallzahlen in Modell 1b eine zusammenfassende Variable des Beschäftigungsstatus Nichtvollzeiterwerbstätigkeit eingeführt. Diese gibt an, ob eine Person vollzeiterwerbstätig (=0) oder nichtvollzeiterwerbstätig ist (=1) sowie ein Interaktionsterm zwischen Ostdeutschland und dieser Variable gebildet. Der Koeffizient für Ostdeutschland gibt in Modell 1b somit den Effekt für ostdeutsche vollzeiterwerbstätige Frauen im Vergleich zu westdeutschen vollzeiterwerbstätigen Frauen an. Dieser ist hochsignifikant und positiv. Ostdeutsche vollzeiterwerbstätige Frauen verbleiben kürzer im Ausgangszustand ohne erstes Kind und gehen mit einer höheren Übergangsneigung in die erste Mutterschaft über als westdeutsche vollzeiterwerbstätige Frauen, womit Hypothese 7 bestätigt wird.

Schließlich sei auf Familienstand und Partneranzahl eingegangen. Für Männer und Frauen zeigen sich ähnliche und hochsignifikante Koeffizienten. Im Vergleich zu kohabitierenden Personen weisen ledige bzw. Personen, die keinen Partner haben, eine niedrigere Übergangsneigung zum ersten Kind auf und verbleiben somit länger im Zustand ohne Übergang zur ersten Elternschaft. Verheiratete Personen zeigen im Gegensatz dazu eine höhere Übergangsneigung als kohabitierende Personen. Hypothese 8 kann damit unterstützt werden; der Institutionalisierungsgrad wirkt sich positiv auf die Familiengründung aus. Die Anzahl vorhergehender Partner wirkt sich negativ auf die Übergangsneigung aus, womit Hypothese 10 gestützt wird.

In Tabelle 6 sind die Piecewise-Constant-Exponentialmodelle des Übergangs zum zweiten Kind von Frauen und Männern abgebildet. Als Kontrollvariable wird das Alter bei der ersten Geburt eingeführt. Dies zeigt über alle Modelle einen signifikanten negativen Einfluss.²⁹ Die Geburtskohorten 1944 bis 1962 weisen für Frauen über alle Modelle (3 bis 3b) im Vergleich zur Geburtskohorte 1963 bis 1972 eine niedrigere Übergangsneigung auf. Frauen dieser Kohorten verbleiben somit länger im Zustand ohne Übergang zur zweiten Mutterschaft. In Modell 4 für Männer zeigt sich lediglich ein negativer Effekt der Kohorte 1944 bis 1952 im Vergleich zur Referenzkategorie.

Für Ostdeutschland ist, wie auch schon in den Kaplan-Meier-Schätzungen ersichtlich, in Modell 3 für Frauen und Modell 4 für Männer ein negativer hochsignifikanter Koeffizient ersichtlich. Ostdeutsche Frauen und Männer haben eine geringere Übergangsneigung zum zweiten Kind als westdeutsche Frauen und Männer.

Nach dem Bildungsniveau zeigen sich starke Unterschiede bei den Frauen in Modell 3. Im Vergleich zu Frauen mit Mittlerer Reife haben Frauen mit höchstens Hauptschulabschluss mit Ausbildung eine niedrigere und Frauen mit höherer Bildung als Mittlerer Reife eine höhere Übergangsneigung zum zweiten Kind unter Kontrolle des Alters bei Erstgeburt. Damit wird Hypothese 1a, 1c und 2a widerlegt, während Hypothese 1b bestätigt wird. So scheint beim Übergang zur zweiten Mutterschaft die Quantitätskomponente der Einkommenshypothese für Frauen von größerer Bedeutung als die Opportunitätskostenhypothese zu sein. Auch verhandlungstheoretische Überlegungen der Konfliktpunktverschiebung scheinen für Frauen nicht zuzutreffen. Der Diskussion um den Institutioneneffekt folgend, können

²⁹ Die Einführung des quadrierten Alters bei Erstgeburt erbrachte keine Modellverbesserung.

diese Effekte auch als ein Aufholprozess der Personen erklärt werden, die länger im Bildungssystem verblieben sind. Für Männer zeigt sich im Vergleich zum Bildungsniveau der Mittleren Reife auch ein positiver Effekt für Fachhochschul- und Hochschulabschluss (vgl. Modell 4). Alle anderen Bildungsniveaus unterscheiden sich nicht signifikant von der Mittleren Reife. Damit können die bildungsspezifischen Hypothesen nicht eindeutig bestätigt oder widerlegt werden; tendenziell kann jedoch festgehalten werden, dass Hypothese 1a, 1c und 2c geschwächt und 1b und 2b gestärkt werden.

Tabelle 6: *Piecewise-Constant-Exponentialmodelle des Übergangs zum zweiten Kind von Frauen und Männern*

	Frauen			Männer
	Modell 3	Modell 3a	Modell 3b	Modell 4
Periode				
P1: 0 bis < 1 Jahr nach 1. Geburt	-3.147 ^{***}	-3.140 ^{***}	-2.953 ^{***}	-3.603 ^{***}
P2: 1 bis < 2 Jahre nach 1. Geburt	-2.041 ^{***}	-2.030 ^{***}	-1.844 ^{***}	-2.391 ^{***}
P3: 2 bis < 3 Jahre nach 1. Geburt	-1.825 ^{***}	-1.811 ^{***}	-1.639 ^{***}	-2.230 ^{***}
P4: 3 bis < 4 Jahre nach 1. Geburt	-2.095 ^{***}	-2.076 ^{***}	-1.914 ^{***}	-2.552 ^{***}
P5: 4 bis < 5 Jahre nach 1. Geburt	-2.378 ^{***}	-2.357 ^{***}	-2.212 ^{***}	-2.917 ^{***}
P6: 5 bis < 6 Jahre nach 1. Geburt	-2.571 ^{***}	-2.549 ^{***}	-2.411 ^{***}	-3.236 ^{***}
P7: 6 bis < 9 Jahre nach 1. Geburt	-3.207 ^{***}	-3.183 ^{***}	-3.048 ^{***}	-3.865 ^{***}
P8: ab 9 Jahre nach 1. Geburt	-5.077 ^{***}	-5.051 ^{***}	-4.941 ^{***}	-5.355 ^{***}
Alter				
Alter bei 1. Geburt	-0.004 ^{***}	-0.004 ^{***}	-0.004 ^{***}	-0.003 ^{***}
Geburtskohorte				
1944 bis 1952	-0.502 ^{***}	-0.510 ^{***}	-0.433 ^{***}	-0.258 ^{***}
1953 bis 1962	-0.199 ^{***}	-0.203 ^{***}	-0.165 ^{***}	-0.046
1963 bis 1972 (Ref.)	-	-	-	-
1973 bis 1981	0.051	0.053	0.059	0.025
Geburtsland				
Ostdeutschland	-0.497 ^{***}	-0.399 ^{***}	-0.275 ^{**}	-0.418 ^{***}
Beschäftigungsstatus				
Vollzeiterwerbstätigkeit (Ref.)	-	-	-	-
Teilzeiterwerbstätigkeit	0.001	0.005	-	0.199
Arbeitslosigkeit	0.150 [*]	0.177 [*]	-	-0.023
In Ausbildung	-0.115	-0.112	-	0.037
Warteschleife	0.433 ^{***}	0.451 ^{***}	-	-
Babypause	0.101 ⁺	0.111 ⁺	-	-
Militär/Freiwilliger Dienst	-	-	-	0.075
Sonstiges	0.183	0.199	-	0.036
Nichtvollzeiterwerbstätigkeit (Ref.: Vollzeiterwerbstätigkeit)	-	-	0.232 ^{***}	-
Bildung				
Höchstens Hauptschulabschluss mit	-0.114 [*]	-0.151 ^{**}	-0.172	-0.239

Ausbildung				
Mittlere Reife ohne/mit Ausbildung (Ref.)	-	-	-	-
Hochschulreife ohne/mit Ausbildung	0.167**	0.208**	0.152**	0.058
Fach- und Hochschulabschluss	0.417***	0.516***	0.407***	0.422***
Partneranzahl				
Partneranzahl	-0.516***	-0.517***	-0.526***	-0.602***
Familienstand				
Ledig/kein(e) PartnerIn	-0.787***	-0.776***	-0.811***	-0.479***
Kohabitierend (Ref.)	-	-	-	-
Verheiratet	0.194*	0.213**	0.197*	0.213**
Interaktionseffekte				
Ostdeutschland * Höchstens Hauptschulabschluss mit Ausbildung	-	0.542***	-	-
Ostdeutschland * Mittlere Reife ohne/mit Ausbildung (Ref.)	-	-	-	-
Ostdeutschland * Hochschulreife ohne/mit Ausbildung	-	-0.200	-	-
Ostdeutschland * Fach- und Hochschulabschluss	-	-0.331**	-	-
Ostdeutschland * Nichtvollzeiterwerbstätigkeit	-	-	-0.291**	-
Number of subjects	3772	3772	3772	3155
Number of failures	2757	2757	2757	2259
Time at risk	322754	322754	322754	274773
Log likelihood	-4930.7	-4917.4	-4953.1	-4145.2

Anmerkungen: Ref.=Referenzkategorie; Signifikanzniveau: * p<0.1, ** p<0.05, *** p<0.01, **** p<0.001.

Quelle: NEPS SC6 2013, eigene Berechnungen.

In Modell 3a, in dem die bildungsspezifischen Interaktionsterme eingeführt werden, bleiben diese Effekte für westdeutsche Frauen bestehen. Im Vergleich zu westdeutschen Frauen mit Mittlerer Reife weisen ostdeutsche Frauen mit Mittlerer Reife eine niedrigere Übergangsnegung zur zweiten Mutterschaft auf (-0.399). Darüber hinaus weisen sowohl ostdeutsche Frauen mit höchstens Hauptschulabschluss (-0.399-0.151+0.542=-0.008) als auch ostdeutsche Frauen mit Fachhochschul- und Hochschulabschluss (-0.399+0,516-0.331=-0.214) im Vergleich zu westdeutschen Frauen mit Mittlerer Reife eine geringere Übergangsnegung zum zweiten Kind auf. Da Frauen aus Ostdeutschland mit höherem und mit niedrigerem Bildungsniveau höhere Übergangsnegungen als bei Mittlerer Reife zeigen, ist wiederum kein eindeutiger Rückschluss auf die Hypothesen 3a und 3b möglich.

Hinsichtlich des Beschäftigungsstatus zeigen sich für Männer keinerlei Unterschiede zur Vollzeiterwerbstätigkeit beim Übergang zur zweiten Vaterschaft, womit Hypothesen 4, 5 und 6a nicht bestätigt werden können. Für Frauen zeigt sich kein Unterschied zwischen Teilzeit- und Vollzeiterwerbstätigkeit. Frauen, die arbeitslos sind, haben eine höhere Übergangsnegung zum zweiten Kind. Frauen, die sich in Ausbildung befinden, zeigen keinen

signifikanten Unterschied zu Vollzeitwerbstätigen, womit Hypothese 4 geschwächt wird. Frauen in Warteschleife (auf 1-prozentigem Signifikanzniveau) und Babypause (nur auf 10-prozentigem Signifikanzniveau), also in Zuständen der Nichterwerbstätigkeit, weisen eine höhere Übergangsneigung zur zweiten Mutterschaft auf (vgl. Modell 3). Somit werden, wie beim Übergang zur ersten Mutterschaft, Hypothesen 5 und 6b teilweise gestützt.

Um Hypothese 7 zu prüfen, wird wiederum in Modell 3b die Variable Nichtvollzeiterwerbstätigkeit und der entsprechende Interaktionsterm eingeführt. Im Gegensatz zum Übergang zum ersten Kind haben vollzeiterwerbstätige Frauen aus Ostdeutschland eine geringere Übergangsneigung zur zweiten Mutterschaft als westdeutsche vollzeiterwerbstätige Frauen, womit Hypothese 7 widerlegt wird. Der Koeffizient der Variable Nichtvollzeiterwerbstätigkeit gibt den Effekt der Nichtvollzeiterwerbstätigkeit im Vergleich zur Vollzeiterwerbstätigkeit für westdeutsche Frauen an. Westdeutsche nichtvollzeiterwerbstätige Frauen zeigen dabei einen positiven Effekt, womit Hypothese 6b zumindest für westdeutsche Frauen unter anderer Operationalisierung beim Übergang zum zweiten Kind erneut unterstützt werden kann.

Hypothesen 8 und 10 können sowohl für Frauen als auch für Männer gestärkt werden. Mit ansteigender Partnerzahl nimmt die Übergangsneigung zur zweiten Elternschaft ab. Personen, die verheiratet sind, haben eine signifikant höhere, Personen, die ledig sind, eine signifikant niedrigere Übergangsneigung zum zweiten Kind als kohabitierende Personen.

In Tabelle 7 sind die Schätzungen der Kovariableneinflüsse auf den Übergang zum dritten Kind von Frauen und Männern dargestellt. Auf Interaktionseffekte musste für Bildung und Ostdeutschland aufgrund von geringen Ereigniszahlen verzichtet werden. Deshalb können die Hypothesen 3a und 3b für den Übergang zum dritten Kind nicht geprüft werden. In Referenz zu 1963 bis 1972 geborenen Frauen weisen die Kohorten 1944 bis 1962 eine niedrigere und 1973 bis 1981 eine höhere Übergangsneigung auf (vgl. Modell 5 und 5a). Bei Männern zeigt sich nur ein Unterschied zur ältesten Kohorte. Dieser besteht in einer geringeren Übergangsneigung zur dritten Vaterschaft im Vergleich zu den 1963 bis 1972 geborenen Männern (vgl. Modell 6). Ostdeutsche Männer wie Frauen zeigen eine geringere Übergangsneigung zum dritten Kind als westdeutsche Männer und Frauen.

Männer mit Fachhochschul- und Hochschulabschluss haben eine höhere Übergangsneigung zum dritten Kind als Männer mit Mittlerer Reife (vgl. Modell 6). Für Frauen lässt sich dieser Effekt auch feststellen. Überdies zeigt sich für Frauen auf dem 10-prozentigen Signifikanzniveau ein positiver Effekt für Hochschulreife im Vergleich zur Mittleren Reife (vgl. Modell 5). Hypothesen 1a, 1c, 2a und 2c werden somit geschwächt, während Hypothesen 1b und 2b zumindest partiell für höhere Bildung gestärkt werden. Auch beim Übergang zum dritten Kind scheint sowohl für Frauen als auch für Männer die Quantitätskomponente des Einkommenseffekts als Erklärungsmechanismus von Bedeutung. Alternativ erscheint auch die Argumentation eines Aufholprozesses der am höchsten gebildeten Personen plausibel, die am längsten im Bildungssystem verblieben sind. Um dies zu berücksichtigen, wird für das Alter bei der zweiten Geburt kontrolliert.

Hinsichtlich des Beschäftigungsstatus zeigen Frauen mit Teilzeiterwerbstätigkeit eine geringere Übergangsneigung zur dritten Mutterschaft, allerdings nur auf 10-prozentigem Signifikanzniveau. Hypothese 5 und 6b können damit nicht eindeutig beantwortet werden, allerdings kann tendenziell von einer Schwächung ausgegangen werden. Aufgrund geringer

Ereignisse kann Hypothese 4 für Frauen nicht zufriedenstellend geprüft werden. Frauen, die sich in einer Phase der Babypause befinden, zeigen eine geringere Übergangsnegung zum dritten Kind als vollzeiterwerbstätige Frauen. Männer, die sich in Ausbildung befinden, zeigen keinen signifikanten Unterschied zu Männern in Vollzeiterwerbstätigkeit. Hypothese 4 kann für Männer nicht bestätigt werden. Auch zum Beschäftigungsstatus *Sonstiges* zeigt sich kein signifikanter Unterschied. Hypothesen 5 und 6a können somit unter Vorbehalt als widerlegt gelten.

Tabelle 7: *Piecewise-Constant-Exponentialmodelle des Übergangs zum dritten Kind von Frauen und Männern*

	Frauen		Männer
	<i>Modell 5</i>	<i>Modell 5a</i>	<i>Modell 6</i>
Periode			
P1: 0 bis < 3 Jahre nach 2. Geburt	-1.444 ^{***}	-1.356 ^{***}	-2.621 ^{***}
P2: 3 bis < 4 Jahre nach 2. Geburt	-1.545 ^{***}	-1.432 ^{***}	-2.717 ^{***}
P3: 4 bis < 5 Jahre nach 2. Geburt	-1.735 ^{***}	-1.632 ^{***}	-3.373 ^{***}
P4: 5 bis < 6 Jahre nach 2. Geburt	-2.249 ^{***}	-2.151 ^{***}	-3.460 ^{***}
P5: ab 6 Jahre nach 2. Geburt	-3.596 ^{***}	-3.528 ^{***}	-4.552 ^{***}
Alter			
Alter bei 2. Geburt	-0.010 ^{***}	-0.010 ^{***}	-0.007 ^{***}
Geburtskohorte			
1944 bis 1952	-0.725 ^{***}	-0.646 ^{***}	-0.302 ^{**}
1953 bis 1962	-0.288 ^{**}	-0.238 ^{**}	-0.142
1963 bis 1972 (Ref.)	-	-	-
1973 bis 1981	0.328 [*]	0.328 [*]	-0.315
Geburtsland			
Ostdeutschland	-0.722 ^{***}	-0.609 ^{***}	-0.455 ^{***}
Beschäftigungsstatus			
Vollzeiterwerbstätigkeit (Ref.)	-	-	-
Teilzeiterwerbstätigkeit	-0.223 ⁺	-	-
Arbeitslosigkeit	-0.030	-	-
In Ausbildung	-	-	-0.008
Warteschleife	0.167	-	-
Babypause	-0.258 [*]	-	-
Sonstiges	0.090	-	-0.039
Nichtvollzeiterwerbstätigkeit (Ref.: Vollzeiterwerbstätigkeit)	-	-0.024	-
Bildung			
Höchstens Hauptschulabschluss mit Ausbildung	-0.008	0.013	0.079
Mittlere Reife ohne/mit Ausbildung (Ref.)	-	-	-
Hochschulreife ohne/mit Ausbildung	0.205 ⁺	0.216 ⁺	0.009
Fach- und Hochschulabschluss	0.594 ^{***}	0.579 ^{***}	0.376 ^{**}

Partneranzahl

Partneranzahl	-0.288**	-0.299**	-0.026
---------------	----------	----------	--------

Interaktionseffekte

Ostdeutschland * Nichtvollzeiterwerbstätigkeit	-	-0.227	-
--	---	--------	---

Number of subjects	2637	2637	2181
Number of failures	763	763	633
Time at risk	403437	403437	335512
Log likelihood	-2395.6	-2404.9	-2075.1

Anmerkungen: Ref.=Referenzkategorie; Signifikanzniveau: † p<0.1, * p<0.05, ** p<0.01, *** p<0.001.

Quelle: NEPS SC6 2013, eigene Berechnungen.

Aufgrund der geringen Fallzahlen mit Ereignissen der Familienstandsvariablen (überwiegender Anteil der Episoden im Zustand „verheiratet“) wird auch auf eine Prüfung von Hypothese 8 verzichtet. Die Anzahl vorhergehender Partner zeigt für Frauen weiterhin einen signifikanten und negativen Koeffizienten. Mit der Anzahl an Partnern nimmt die Übergangsnegung zur dritten Mutterschaft ab. Für Männer ist dieser Koeffizient nicht signifikant; die Partneranzahl nimmt keinen Einfluss auf die Übergangsnegung zum dritten Kind. Damit wird Hypothese 10 für Frauen bestätigt und für Männer widerlegt.

In Modell 5a wird wiederum die Variable *Nichtvollzeiterwerbstätigkeit* und der entsprechende Interaktionsterm eingeführt. Es zeigt sich, wie beim Übergang zum zweiten Kind ein negativer Effekt für vollzeiterwerbstätige ostdeutsche Frauen im Vergleich zu vollzeiterwerbstätigen westdeutschen Frauen, womit Hypothese 7 widerlegt wird.

5.2.2 Partnerschaften

In diesem Abschnitt werden die Piecewise-Constant-Exponentialmodelle des Übergangs von Partnerschaften zum ersten, zweiten und dritten Kind vorgestellt. Aufgrund der Erhebung einer Vielzahl von sozialstrukturellen Merkmalen (beispielsweise Beschäftigungsstatus), die sich lediglich auf den Respondenten beziehen (vgl. Abschnitt 4.1 und 4.3), wird nach Partnerschaften mit weiblicher und männlicher Befragungsperson unterschieden.

In Tabelle 8 ist der Übergang zum ersten Kind von Partnerschaften mit weiblicher und männlicher Befragungsperson abgebildet. In dieser Tabelle werden bereits erweiterte Modelle vorgestellt. In Tabelle 12 (Modell A7 und A8) im Anhang befinden sich die Basismodelle ohne Merkmale des Partners bzw. der Partnerschaft (Partnerschaftsanzahl und Bildungsniveau des Partners).

Alle Modelle (A7, A8, 7 bis 8a) verweisen auf eine kontinuierliche Abnahme der Übergangsnegung zum ersten Kind im Partnerschaftsverlauf. Dies ist ein weiterer Hinweis auf die Problematik der Positivselektion durch das Modellierungsvorgehen. Im Gegensatz zu diesem kontinuierlich abnehmenden Verlauf ist, wie in den Individualmodellen des Übergangs zum ersten Kind, zunächst ein Anstieg der Übergangsnegung zu erwarten, dem eine kontinuierliche Abnahme folgt, was durch eine Konsolidierung der Paarbeziehung zu begründen ist.

Tabelle 8: Piecewise-Constant-Exponentialmodelle des Übergangs zum ersten Kind von Partnerschaften

	Partnerschaften mit weiblicher Befragungsperson			Partnerschaften mit männlicher Befragungsperson	
	Modell 7	Modell 7a	Modell 7b	Modell 8	Modell 8a
Periode					
P1: 0 bis < 1 Jahr nach Partnerschaftsbeginn	-5.483***	-5.551***	-5.601***	-4.860***	-4.871***
P2: 1 bis < 2 Jahre nach Partnerschaftsbeginn	-5.663***	-5.727***	-5.771***	-5.023***	-5.034***
P3: 2 bis < 4 Jahre nach Partnerschaftsbeginn	-5.752***	-5.812***	-5.856***	-5.069***	-5.080***
P4: 4 bis < 6 Jahre nach Partnerschaftsbeginn	-5.807***	-5.866***	-5.906***	-5.246***	-5.258***
P5: 6 bis < 9 Jahre nach Partnerschaftsbeginn	-6.020***	-6.079***	-6.116***	-5.342***	-5.353***
P6: 9 bis < 14 Jahre nach Partnerschaftsbeginn	-6.255***	-6.315***	-6.340***	-5.661***	-5.673**
P7: ab 14 Jahre nach Partnerschaftsbeginn	-8.008***	-8.065***	-8.076***	-6.846***	-6.859***
Alter					
Alter Befragte(r) bei Partnerschaftsbeginn	0.009***	0.009***	0.010***	0.004 ⁺	0.004 ⁺
Alter PartnerIn bei Partnerschaftsbeginn	-0.002***	-0.002***	-0.002***	-0.002***	-0.002***
Alter Befragte(r) bei Partnerschaftsbeginn quadriert*100	-0.001***	-0.001***	-0.001***	-0.000*	-0.000*
Geburtskohorte					
1944 bis 1952	-0.276***	-0.281***	-0.273***	-0.163**	-0.162**
1953 bis 1962	-0.201***	-0.203***	-0.201***	-0.069	-0.072 ⁺
1963 bis 1972 (Ref.)	-	-	-	-	-
1973 bis 1981	-0.029	-0.030	-0.025	-0.251**	-0.251**
Geburtsland					
Ostdeutschland	0.489***	0.631***	0.505***	0.311***	0.384***
Beschäftigungsstatus					
Vollzeiterwerbstätigkeit (Ref.)	-	-	-	-	-
Teilzeiterwerbstätigkeit	0.122*	0.120*	-	0.189 ⁺	0.185 ⁺
Arbeitslosigkeit	0.188*	0.187*	-	-0.173	-0.178
In Ausbildung	-0.107*	-0.111*	-	-0.114*	-0.113*
Militär/Freiwilliger Dienst	-	-	-	-0.147*	-0.152*
Warteschleife	0.326**	0.322**	-	-	-
Sonstiges	0.315 ⁺	0.306 ⁺	-	-0.022	-0.025
Nichtvollzeiterwerbstätigkeit (Ref.: Vollzeiterwerbstätigkeit)	-	-	0.062	-	-

Bildung

Höchstens Hauptschulabschluss mit Ausbildung	-0.030	0.039	-0.014	-0.081	-0.077
Mittlere Reife ohne/mit Ausbildung (Ref.)	-	-	-	-	-
Hochschulreife ohne/mit Ausbildung	-0.148**	-0.110*	-0.169**	-0.213***	-0.208***
Fach- und Hochschulabschluss	0.051	0.124*	0.055	0.033	0.034

Partnerschaftszahl

Partnerschaftszahl	0.175**	0.179**	0.181**	0.098 ⁺	0.096 ⁺
--------------------	---------	---------	---------	--------------------	--------------------

Familienstand

Kohabitierend (Ref.)	-	-	-	-	-
Verheiratet	1.388***	1.386***	1.395***	1.390***	1.392***

Bildung PartnerIn

Höchstens Hauptschulabschluss mit Ausbildung	0.067	0.084 ⁺	0.070	-0.015	0.008
Mittlere Reife ohne/mit Ausbildung (Ref.)	-	-	-	-	-
Hochschulreife ohne/mit Ausbildung	-0.026	-0.019	-0.026	0.064	0.098 ⁺
Fach- und Hochschulabschluss	0.012	0.019	0.006	0.008	0.031

Interaktionseffekte

Ostdeutschland*Höchstens Hauptschulabschluss mit Ausbildung	-	-0.554***	-	-	-
Ostdeutschland*Mittlere Reife ohne/mit Ausbildung (Ref.)	-	-	-	-	-
Ostdeutschland*Hochschulreife ohne/mit Ausbildung	-	-0.141	-	-	-
Ostdeutschland*Fach- und Hochschulabschluss	-	-0.323**	-	-	-
Ostdeutschland*Höchstens Hauptschulabschluss mit Ausbildung Partnerin	-	-	-	-	-0.129
Ostdeutschland*Mittlere Reife ohne/mit Ausbildung Partnerin (Ref.)	-	-	-	-	-
Ostdeutschland*Hochschulreife ohne/mit Ausbildung Partnerin	-	-	-	-	-0.167
Ostdeutschland*Fach- und Hochschulabschluss Partnerin	-	-	-	-	-0.094
Ostdeutschland* Nichtvollzeiterwerbstätigkeit	-	-	-0.106	-	-

Number of subjects	4513	4513	4513	4136	4136
Number of failures	3674	3674	3674	3145	3145
Time at risk	295660	295660	295660	266390	266390
Log likelihood	-6157.6	-6148.4	-6171.2	-5450.6	-5449.5

Anmerkungen: Ref.=Referenzkategorie; Signifikanzniveau: ⁺ p<0.1, * p<0.05, ** p<0.01, *** p<0.001.

Quelle: NEPS SC6 2013, eigene Berechnungen.

In Referenz zur Geburtskohorte 1963 bis 1972 von Partnerschaften mit weiblicher Befragungsperson zeigen die Modelle A7, 7 bis 7b eine geringere Übergangsneigung zur ersten Elternschaft der Geburtskohorten 1944 bis 1962. Die jüngste Kohorte unterscheidet sich nicht signifikant von der Vergleichsgruppe. Auch bei Partnerschaften mit männlicher Befragungsperson ist ein negativer Effekt der ältesten Kohorte 1944 bis 1952 geborener Männer ersichtlich. Überdies weist auch die jüngste Kohorte eine geringe Übergangsneigung im Vergleich zur Kohorte 1963 bis 1972 auf (vgl. Modell 8). In Modell 7 und 8 weisen sowohl ostdeutsche Partnerschaften mit weiblicher als auch mit männlicher Befragungsperson, wie in den Individualmodellen in Tabelle 5, eine höhere Übergangsneigung zur ersten Elternschaft als westdeutsche Partnerschaften auf.

Die Effekte des Beschäftigungsstatus und der Bildung in Modell 7 für Partnerschaften mit weiblicher Befragungsperson sind analog zu den Individualmodellen der Frauen (vgl. Modell 1 in Tabelle 5) und werden deshalb hier nicht noch einmal vorgestellt. Zusätzlich zeigt sich ein positiver Effekt der Teilzeiterwerbstätigkeit auf die Übergangsneigung im Vergleich zu Partnerschaften mit weiblicher Befragungsperson in Vollzeiterwerbstätigkeit. Damit können die Hypothesen 5 und 6b bestätigt werden.

In Bezug auf den Beschäftigungsstatus von männlichen Befragungspersonen in Partnerschaften (vgl. Modell 8) zeigt sich kein signifikanter Unterschied zwischen Arbeitslosen und Vollzeiterwerbstätigen. Für teilzeiterwerbstätige Männer zeigt sich ein positiver, allerdings nur auf 10-prozentigem Signifikanzniveau, und für Männer in Ausbildung und im Militär/Freiwilligen Dienst ein negativer Effekt auf den Übergang zum ersten Kind. Damit wird Hypothese 4 bestätigt, während Hypothesen 5 und 6a nicht eindeutig beantwortet werden können. Der Beschäftigungsstatus zeigt damit Unterschiede zum Individualmodell von Männern (vgl. Modell 2 in Tabelle 5). Das Bildungsniveau in Partnerschaften mit männlicher Befragungsperson zeigt, wie in den Individualmodellen für Männer (vgl. Modell 2 in Tabelle 5), einen negativen Effekt für Hochschulreife im Vergleich zur Mittleren Reife.

Verheiratete Paare mit weiblicher wie mit männlicher Befragungsperson haben eine höhere Übergangsneigung zur ersten Elternschaft als kohabitierende Paare. Damit wird Hypothese 9 bestätigt. Die Partnerschaftsanzahl zeigt für Partnerschaften mit weiblicher und mit männlicher Befragungsperson einen positiven Effekt. Für Partnerschaften mit männlicher Befragungsperson ist dieser Effekt lediglich auf 10-Prozentsniveau signifikant. Hypothese 10 wird damit geschwächt.

Das Bildungsniveau des Partners hat in den Modellen 7 und 8 für Partnerschaften mit männlicher und weiblicher Befragungsperson keinen Einfluss auf den Übergang zur ersten Elternschaft. Da das Bildungsniveau des Partners in den Modellen der Partnerschaften mit weiblicher Befragungsperson auch keinen Einfluss auf die Übergangsneigung zeigt, scheint ein diesbezüglicher Bildungseffekt entweder durch die übrigen Kovariablen kontrolliert zu werden oder die idealtypische Modellierung des Bildungsniveaus erweist sich für diesen Effekt verantwortlich. In einem hier nicht präsentierten Nullmodell, in dem lediglich die Perioden und das Bildungsniveau des Partners enthalten sind, zeigt sich ein leicht negativer Effekt höherer Bildung, der aber unter Einführung der übrigen Kovariablen verschwindet.

In Modell 7a werden Interaktionseffekte zwischen Bildung der weiblichen Befragungsperson und Ostdeutschland eingeführt, um Hypothese 3a zu prüfen. Im Vergleich zu westdeutschen Partnerschaften mit weiblicher Befragungsperson mit Mittlerer Reife haben ostdeutsche

Partnerschaften mit weiblicher Befragungsperson mit Mittlerer Reife (0.631), mit höchstens Hauptschulabschluss ($0.631+0.039-0.554=0.116$) und mit Fachhochschul- und Hochschulabschluss ($0.631+0.124-0.323=0.432$) eine höhere Übergangsneigung zum ersten Kind. Da ostdeutsche Partnerschaften mit weiblicher Befragungsperson mit höchstens Hauptschulabschluss oder Fachhochschul- und Hochschulabschluss eine niedrige Übergangsneigung als mit Mittlerer Reife aufweisen, geben diese Befunde keine eindeutige Auskunft über Hypothese 3a. In Modell 8a wurden Interaktionseffekte zwischen Bildung der Partnerin und Ostdeutschland spezifiziert, um erneut Hypothese 3a für Partnerschaften mit männlicher Befragungsperson zu prüfen. Es zeigen sich lediglich signifikante Unterschiede zwischen westdeutschen Frauen mit Mittlerer Reife und ostdeutschen Frauen mit Mittlerer Reife. Die Übergangsneigung für ostdeutsche Frauen ist dabei höher als in der Referenzkategorie. Damit bleibt die Beantwortung von Hypothese 3a weiterhin offen.

In Modell 7b wurde wiederum ein Interaktionseffekt zwischen *Ostdeutschland* und *Nichtvollzeiterwerbstätigkeit* für Partnerschaften mit weiblicher Befragungsperson spezifiziert. Ostdeutsche Partnerschaften mit weiblicher vollzeiterwerbstätiger Befragungsperson haben eine höhere Übergangsneigung zum ersten Kind als westdeutsche Partnerschaften mit vollzeiterwerbstätiger Frau. Dies bestätigt Hypothese 7.

In Tabelle 9 sind die Regressionsmodelle des Übergangs zum zweiten Kind von Partnerschaften mit weiblicher und männlicher Befragungsperson dargestellt. Die Basismodelle (A9 und A10) ohne Partnermerkmale befinden sich in Tabelle 13 im Anhang.

Tabelle 9: *Piecewise-Constant-Exponentialmodelle des Übergangs zum zweiten Kind von Partnerschaften*

	Partnerschaften mit weiblicher Befragungsperson			Partnerschaften mit männlicher Befragungsperson	
	Modell 9	Modell 9a	Modell 9b	Modell 10	Modell 10a
Periode					
P1: 0 bis < 1 Jahr nach 1. Geburt	-3.758 ^{***}	-3.746 ^{***}	-3.786 ^{***}	-4.013 ^{***}	-3.984 ^{***}
P2: 1 bis < 2 Jahre nach 1. Geburt	-2.598 ^{***}	-2.582 ^{***}	-2.618 ^{***}	-2.731 ^{***}	-2.701 ^{***}
P3: 2 bis < 3 Jahre nach 1. Geburt	-2.398 ^{***}	-2.379 ^{***}	-2.425 ^{***}	-2.589 ^{***}	-2.559 ^{***}
P4: 3 bis < 4 Jahre nach 1. Geburt	-2.706 ^{***}	-2.684 ^{***}	-2.732 ^{***}	-2.927 ^{***}	-2.896 ^{***}
P5: 4 bis < 5 Jahre nach 1. Geburt	-2.991 ^{***}	-2.967 ^{***}	-3.029 ^{***}	-3.296 ^{***}	-3.264 ^{***}
P6: 5 bis < 6 Jahre nach 1. Geburt	-3.212 ^{***}	-3.186 ^{***}	-3.253 ^{***}	-3.598 ^{***}	-3.566 ^{***}
P7: 6 bis < 9 Jahre nach 1. Geburt	-3.843 ^{***}	-3.816 ^{***}	-3.886 ^{***}	-4.313 ^{***}	-4.280 ^{***}
P8: ab 9 Jahre nach 1. Geburt	-5.908 ^{***}	-5.882 ^{***}	-5.981 ^{***}	-5.796 ^{***}	-5.764 ^{***}
Alter					
Alter Befragte(r) bei 1. Geburt	-0.004 ^{***}	-0.004 ^{***}	-0.004 ^{***}	0.000	0.000
Alter PartnerIn bei 1. Geburt	-0.002 ^{***}	-0.002 ^{**}	-0.002 ^{**}	-0.005 ^{***}	-0.005 ^{***}
Geburtskohorte					
1944 bis 1952	-0.521 ^{***}	-0.527 ^{***}	-0.447 ^{***}	-0.403 ^{***}	-0.411 ^{***}
1953 bis 1962	-0.204 ^{***}	-0.209 ^{***}	-0.163 ^{**}	-0.130 [*]	-0.132 [*]
1963 bis 1972 (Ref.)	-	-	-	-	-
1973 bis 1981	0.122	0.125	0.125	-0.001	-0.008

Geburtsland

Ostdeutschland	-0.503 ^{***}	-0.462 ^{***}	-0.399 ^{***}	-0.482 ^{***}	-0.534 ^{***}
----------------	-----------------------	-----------------------	-----------------------	-----------------------	-----------------------

Beschäftigungsstatus

Vollzeiterwerbstätigkeit (Ref.)	-	-	-	-	-
Teilzeiterwerbstätigkeit	0.017	0.019	-	0.148	0.149
Arbeitslosigkeit	0.185 ⁺	0.179 ⁺	-	-	-
In Ausbildung	-0.063	-0.053	-	-0.000	-0.002
Warteschleife	0.436 ^{***}	0.448 ^{***}	-	-	-
Babypause	0.067	0.075	-	-	-
Militär/Freiwilliger Dienst	-	-	-	-0.012	-0.017
Sonstiges	0.157	0.169	-	-0.065	-0.063
Nichtvollzeiterwerbstätigkeit (Ref.: Vollzeiterwerbstätigkeit)	-	-	0.197 ^{***}	-	-

Bildung

Höchstens Hauptschulabschluss mit Ausbildung	-0.121 [*]	-0.151 [*]	-0.079	-0.021	-0.014
Mittlere Reife ohne/mit Ausbildung (Ref.)	-	-	-	-	-
Hochschulreife ohne/mit Ausbildung	0.082	0.116 ⁺	0.081	0.072	0.072
Fach- und Hochschulabschluss	0.371 ^{***}	0.453 ^{***}	0.366 ^{***}	0.417 ^{***}	0.417 ^{***}
<i>Partnerschaftsanzahl</i>					
Partnerschaftsanzahl	-0.090	0.088	0.076	-0.067	-0.067

Familienstand

Kohabitierend (Ref.)	-	-	-	-	-
Verheiratet	0.529 ^{***}	0.542 ^{***}	0.537 ^{***}	0.540 ^{***}	0.543 ^{***}

Bildung PartnerIn

Höchstens Hauptschulabschluss mit Ausbildung	-0.027	-0.024	-0.022	-0.104 ⁺	-0.144 [*]
Mittlere Reife ohne/mit Ausbildung (Ref.)	-	-	-	-	-
Hochschulreife ohne/mit Ausbildung	0.147 ⁺	0.148 ⁺	0.136 ⁺	0.041	0.040
Fach- und Hochschulabschluss	0.191 ^{**}	0.192 ^{**}	0.197 ^{**}	0.160 [*]	0.153 [*]

Interaktionseffekte

Ostdeutschland*Höchstens Hauptschulabschluss mit Ausbildung	-	0.630 ^{**}	-	-	-
Ostdeutschland*Mittlere Reife ohne/mit Ausbildung (Ref.)	-	-	-	-	-
Ostdeutschland*Hochschulreife ohne/mit Ausbildung	-	-0.174	-	-	-
Ostdeutschland*Fach- und Hochschulabschluss	-	-0.287 [*]	-	-	-
Ostdeutschland*Höchstens Hauptschulabschluss mit Ausbildung Partnerin	-	-	-	-	0.354 [*]
Ostdeutschland*Mittlere Reife	-	-	-	-	-

ohne/mit Ausbildung Partnerin (Ref.)					
Ostdeutschland*Hochschulreife	-	-	-	-	-0.030
ohne/mit Ausbildung Partnerin					
Ostdeutschland*Fach- und Hochschulabschluss Partnerin	-	-	-	-	0.037
Ostdeutschland*Nichtvollzeiterwerbstätigkeit	-	-	-0.208 ⁺	-	-
Number of subjects	3326	3326	3326	2868	2868
Number of failures	2414	2414	2414	2018	2018
Time at risk	243798	243798	243798	224996	224996
Log likelihood	-4232.4	-4222.7	-4253.3	-3662.3	-3660.2

Anmerkungen: Ref.=Referenzkategorie; Signifikanzniveau: ⁺ p<0.1, * p<0.05, ** p<0.01, *** p<0.001.

Quelle: NEPS SC6 2013, eigene Berechnungen.

Es zeigen sich in allen Modellen, sowohl für Partnerschaften mit männlicher als auch mit weiblicher Befragungsperson, für die Kohorten von 1944 bis 1962 geringere Übergangsnegungen zum zweiten Kind als in der Kohorte 1963 bis 1972. Wie in den Individualmodellen (vgl. Modell 3 und 4 in Tabelle 6) dreht sich der Effekt für Ostdeutschland beim Übergang zum zweiten Kind. Ostdeutsche Partnerschaften weisen im Vergleich zu westdeutschen Partnerschaften eine geringere Übergangsnegung auf (vgl. Modell 9 und 10).

Es ist ein positiver Einfluss auf die Übergangsnegung beim Übergang zum zweiten Kind für Partnerschaften mit weiblicher Befragungsperson ersichtlich, wenn die Befragte im Vergleich zum Vollzeiterwerbstätigkeitsstatus arbeitslos ist, allerdings nur auf 10-prozentigem Signifikanzniveau, und sich in Warteschleife befindet. Damit können die Hypothesen 5 und 6b, zumindest partiell, gestärkt werden. Partnerschaften mit weiblicher Befragungsperson in Ausbildung unterscheiden sich nicht von vollzeiterwerbstätigen weiblichen Befragungspersonen, womit Hypothese 4 widerlegt wird. In Modell 9b zeigt sich ein negativer Effekt für ostdeutsche Partnerschaften mit vollzeiterwerbstätiger weiblicher Befragungsperson im Vergleich zu westdeutschen Partnerschaften mit vollzeiterwerbstätiger weiblicher Befragungsperson. Diese gehen mit einer geringeren Übergangsnegung zum zweiten Kind über. Damit wird Hypothese 7 widerlegt.

Für Partnerschaften mit männlicher Befragungsperson sind, wie bei den Individualmodellen für Männer (vgl. Modell 4 in Tabelle 6), keine signifikanten Unterschiede zwischen Vollzeiterwerbstätigkeit und den übrigen Beschäftigungszuständen auf die Übergangsnegung zum zweiten Kind festzustellen (vgl. Modell 10), womit die Hypothesen 4, 5 und 6a widerlegt werden.

Partnerschaften mit weiblicher Befragungsperson weisen eine niedrigere Übergangsnegung zum zweiten Kind auf, wenn die Frau einen Hauptschulabschluss hat und eine höhere Übergangsnegung, wenn die Frau Fachhochschul- und Hochschulabschluss besitzt im Vergleich zu Frauen mit Mittlerer Reife. Dieser Befund bestätigt Hypothese 1b und widerlegt Hypothesen 1a, 1c und 2a. Für die Bildung des Partners in Partnerschaften mit weiblicher Befragungsperson zeigen sich positive Effekt für Hochschulreife, aber nur auf 10-prozentigem Signifikanzniveau, und für Fachhoch- und Hochschulabschluss (vgl. Modell 9). Dies bestätigt Hypothese 1b und 2b und widerlegt die Hypothese 1a, 1c und 2c.

Hinsichtlich der bildungsspezifischen Interaktionen in Modell 9a bleiben die Effekte für westdeutsche Partnerschaften mit weiblicher Befragungsperson bestehen. Ostdeutsche Partnerschaften mit Mittlerer Reife haben eine geringere (-0.462), mit höchstens Hauptschulabschluss mit Ausbildung ($-0.462-0.151+0.630=0.017$) eine höhere und wiederum mit Fachhochschul- oder Hochschulabschluss ($-0.462+0.453-0.287=-0.296$) eine geringere Übergangsneigung zur zweiten Elternschaft als westdeutsche Partnerschaften mit weiblicher Befragungsperson mit Mittlerer Reife. Da ostdeutsche Partnerschaften mit weiblicher Befragungsperson eine mit höchstens Hauptschulabschluss oder Fachhochschul- und Hochschulabschluss eine höhere Übergangsneigung zum zweiten Kind als ostdeutsche Partnerschaften mit Mittlerer Reife aufweisen, bleiben Hypothesen 3a und 3b offen.

In Partnerschaften mit männlicher Befragungsperson haben Männer mit Fachhochschul- und Hochschulabschluss eine höhere Übergangsneigung zum zweiten Kind als Männer mit Mittlerer Reife. Partiiell können damit die Hypothesen 1b und 2b unterstützt und Hypothesen 1a, 1c und 2c geschwächt werden. Das Bildungsniveau höchstens Hauptschulabschluss mit Ausbildung der Partnerin wirkt sich auf dem 10-prozentigem Signifikanzniveau negativ und Fachhochschul- und Hochschulabschluss positiv auf die Übergangsneigung zum zweiten Kind aus (vgl. Modell 10), was wiederum Hypothesen 1a, 1c und 2a schwächt, und Hypothese 1b stärkt. Somit zeigen sich sowohl für Partnerschaften mit weiblicher als auch mit männlicher Befragungsperson und deren PartnerInnen Befunde für den Übergang zum zweiten Kind, die die Argumentation der Quantitätskomponente des Einkommenseffekts stützen.

In Modell 10a wurden Interaktionseffekte zwischen *Bildung der Partnerin* und *Ostdeutschland* eingeführt. Ostdeutsche Partnerschaften mit männlicher Befragungsperson weisen eine niedrigere Übergangsneigung zum zweiten Kind im Vergleich zu westdeutschen Partnerschaften mit männlicher Befragungsperson und Partnerin mit Bildungsniveau Mittlere Reife auf, wenn die ostdeutsche Partnerin höchstens Hauptschulabschluss ($-0.534-0.144+0.354=-0.324$) oder Mittlere Reife (-0.534) besitzt. Ostdeutsche Partnerschaften mit männlicher Befragungsperson und Partnerin mit Hauptschulabschluss zeigen eine höhere Übergangsneigung als bei Partnerinnen mit Mittlerer Reife. Dieser Befund ist nicht eindeutig. Er lässt lediglich die Aussage zu, dass tendenziell Hypothese 3a geschwächt und Hypothese 3b gestärkt wird.

Die Partnerschaftsanzahl zeigt keinen signifikanten Einfluss auf die Übergangsneigung für Partnerschaften mit weiblicher und männlicher Befragungsperson, womit Hypothese 10 widerlegt wird. Im Vergleich zu kohabitierenden Partnerschaften haben verheiratete Partnerschaften eine höhere Übergangsneigung. Dies bestätigt Hypothese 9 (vgl. Modell 9 und 10).

In Tabelle 10 sind die Piecewise-Constant-Exponentialmodelle des Übergangs zum dritten Kind von Partnerschaften abgebildet. Auf die Spezifizierung von Interaktionseffekten sowie auf den Familienstand (Großteil an Episoden im Zustand „verheiratet“) muss aufgrund geringer Episoden mit Ereignissen verzichtet werden. In den Modellen 11 und 13 befinden sich die Regressionsergebnisse ohne die Partnermerkmale aufgeführt. Die Einführung der Partnerschaftsanzahl und des Bildungsniveaus des Partners in Modell 12 und 14 verändert die signifikanten Effekte der Basismodelle nur unwesentlich.

Tabelle 10: Piecewise-Constant-Exponentialmodelle des Übergangs zum dritten Kind von Partnerschaften

	Partnerschaften mit weiblicher Befragungsperson		Partnerschaften mit männlicher Befragungsperson	
	Modell 11	Modell 12	Modell 13	Modell 14
Periode				
P1: 0 bis < 3 Jahre nach 2. Geburt	-1.465 ^{***}	-1.508 ^{***}	-1.783 ^{***}	-1.593 ^{***}
P2: 3 bis < 4 Jahre nach 2. Geburt	-1.490 ^{***}	-1.529 ^{***}	-1.811 ^{***}	-1.617 ^{***}
P3: 4 bis < 5 Jahre nach 2. Geburt	-1.705 ^{***}	-1.741 ^{***}	-2.359 ^{***}	-2.164 ^{***}
P4: 5 bis < 6 Jahre nach 2. Geburt	-2.257 ^{***}	-2.294 ^{***}	-2.504 ^{***}	-2.306 ^{***}
P5: ab 6 Jahre nach 2. Geburt	-3.550 ^{***}	-3.581 ^{***}	-3.638 ^{***}	-3.436 ^{***}
Alter				
Alter Befragte(r) bei 2. Geburt	-0.011 ^{***}	-0.011 ^{***}	-0.004 ^{**}	-0.004 ^{**}
Alter PartnerIn bei 2. Geburt	-0.000	-0.001	-0.006 ^{***}	-0.007 ^{***}
Geburtskohorte				
1944 bis 1952	-0.741 ^{***}	-0.760 ^{***}	-0.474 ^{***}	-0.458 ^{***}
1953 bis 1962	-0.280 ^{***}	-0.293 ^{**}	-0.198 ⁺	-0.207 ⁺
1963 bis 1972 (Ref.)	-	-	-	-
1973 bis 1981	0.351 [*]	0.358 [*]	-0.009	-0.063
Geburtsland				
Ostdeutschland	-0.802 ^{***}	-0.763 ^{***}	-0.512 ^{***}	-0.618 ^{***}
Beschäftigungsstatus				
Vollzeiterwerbstätigkeit (Ref.)	-	-	-	-
Teilzeiterwerbstätigkeit	-0.344 [*]	-0.340 [*]	-	-
Arbeitslosigkeit	-0.035	-0.023	-	-
Warteschleife	0.144	0.158	-	-
Babypause	-0.314 ^{**}	-0.300 ^{**}	-	-
In Ausbildung	-	-	0.043	0.046
Sonstiges	-0.013	-0.012	-0.038	-0.045
Bildung				
Höchstens Hauptschulabschluss mit Ausbildung	0.038	0.016	0.017	0.030
Mittlere Reife ohne/mit Ausbildung (Ref.)	-	-	-	-
Hochschulreife ohne/mit Ausbildung	0.281 [*]	0.251 [*]	0.042	-0.043
Fach- und Hochschulabschluss	0.693 ^{***}	0.607 ^{***}	0.542 ^{***}	0.416 ^{**}
Partnerschaftsanzahl				
Partnerschaftsanzahl	-	0.132	-	0.258 ⁺
Bildung PartnerIn				
Höchstens Hauptschulabschluss mit Ausbildung	-	0.185	-	0.059

Mittlere Reife ohne/mit Ausbildung (Ref.)	-	-	-	-
Hochschulreife ohne/mit Ausbildung	-	-0.001	-	0.336*
Fach- und Hochschulabschluss	-	0.284*	-	0.363**
Number of subjects	2342	2342	1972	1972
Number of failures	643	643	522	522
Time at risk	330310	330310	292719	292719
Log likelihood	-2013.5	-2009.2	-1723.9	-1717.6

Anmerkungen: Ref.=Referenzkategorie; Signifikanzniveau: † p<0.1, * p<0.05, ** p<0.01, *** p<0.001.

Quelle: NEPS SC6 2013, eigene Berechnungen.

Es zeigen sich für Partnerschaften der Geburtskohorten 1944 bis 1962 geringere Übergangsnegungen zum dritten Kind, wobei für Partnerschaften mit männlicher Befragungsperson der Effekt für die Kohorte 1953 bis 1962 nur auf 10-Prozent-Niveau signifikant ist (vgl. Modell 13 und 14). Bei Partnerschaften mit weiblicher Befragungsperson weist die Kohorte 1973 bis 1981, wie bei dem Individualmodell für Frauen (vgl. Modell 5 in Tabelle 7), eine höhere Übergangsnegung im Vergleich zur Referenzkategorie auf (vgl. Modell 11 und 12).

Partnerschaften mit männlicher Befragungsperson zeigen keine Unterschiede im Beschäftigungsstatus zur Vollzeitwerbstätigkeit von Männern (vgl. Modell 13 und 14), womit die Hypothesen 5 und 6a tendenziell und Hypothese 4 widerlegt werden. Bei Partnerschaften mit weiblicher Befragungsperson zeigt sich eine geringere Übergangsnegung von teilzeiterwerbstätigen Frauen sowie von Frauen in Babypause im Vergleich zur Referenzkategorie (vgl. Modell 11 und 12). Damit werden für den Übergang zum dritten Kind für Partnerschaften mit weiblicher Befragungsperson die Hypothesen 5 und 6b widerlegt.

Hinsichtlich des Bildungsniveaus zeigen sich sowohl für Partnerschaften mit weiblicher wie mit männlicher Befragungsperson positive Effekte des Fachhochschul- und Hochschulabschlusses im Vergleich zur Mittleren Reife, ebenso für den oder die Partnerin. In Partnerschaften mit weiblicher Befragungsperson weist ebenso die Hochschulreife der weiblichen Befragungsperson einen positiven Effekt auf. Bei Partnerschaften mit männlicher Befragungsperson zeigt sich eine höhere Übergangsnegung zum dritten Kind, wenn die Partnerin die Hochschulreife besitzt. Damit werden die Hypothesen 1a, 1c, 2a und 2c widerlegt und 1b und 2b bestätigt.

Die Partnerschaftszahl zeigt für Partnerschaften mit weiblicher Befragungsperson keine signifikanten Unterschiede. Bei Partnerschaften mit männlicher Befragungsperson ist ein positiver Effekt zu beobachten, der aber nur auf 10-prozentigem Signifikanzniveau besteht, womit Hypothese 10 widerlegt wird.

5.2.3 Zusammenfassung der multivariaten empirischen Befunde

Aufgrund der großen Anzahl an Hypothesen, Modellen und Ergebnissen werden nun die Hauptbefunde zusammengefasst. In Tabelle 11 ist eine schematische Darstellung der empirischen Befunde in Bezug auf die Gültigkeit der Hypothesen abgebildet.

Es zeigen sich sowohl für Frauen und Männer als auch für Partnerschaften mit weiblicher und männlicher Befragungsperson ähnliche Unterschiede im Einfluss des Bildungsniveaus

auf den Übergang zum ersten, zweiten und dritten Kind. Die Wirkung des Bildungsniveaus ergibt vor allem bei der Familiengründung kein eindeutiges Bild. Die bildungsspezifischen Hypothesen können somit weder bestätigt noch verworfen werden. Das Bildungsniveau des Partners hat beim Übergang zum ersten Kind keinen Einfluss. Diese Befunde können als Schwächung der familienökonomischen und verhandlungstheoretischen Überlegungen angesehen werden. Beim Übergang zum zweiten und dritten Kind ist in unterschiedlichen Ausformungen folgendes Muster ersichtlich: Mit höherem Bildungsniveau nimmt die Übergangsbewertung zum zweiten und dritten Kind zu. Dieses Muster zeigt sich auch für das Bildungsniveau des Partners. Dies stärkt die Argumentation hinsichtlich des Quantitätsaspekts des Einkommenseffekts. Die Opportunitätskostentheorie und auch die Überlegungen zur Verschlechterung der Verhandlungsposition und Verschiebung des Konfliktpunktes werden mit diesen Befunden nicht unterstützt. Die angenommenen bildungsspezifischen Ost-West-Unterschiede bei Frauen lassen sich nicht eindeutig feststellen.

Tabelle 11: Hypothesen und empirische Befunde des Übergangs zum ersten, zweiten und dritten Kind

Hypo- these	Frauen			Männer			Partnerschaften					
	1. Kind	2. Kind	3. Kind	1. Kind	2. Kind	3. Kind	1. Kind		2. Kind		3. Kind	
							w	m	w	m	w	m
H1a:	/	-	-	/	(-)	-	//	//	--	--	--	--
H1b:	/	+	(+)	/	(+)	(+)	//	//	++	++	++	++
H1c:	/	-	-	/	(-)	-	//	//	--	--	--	--
H2a:	/	-	-	*	*	*	/	/	-	-	-	-
H2b:	*	*	*	/	(+)	(+)	/	/	+	+	+	+
H2c:	*	*	*	/	(-)	-	/	/	-	-	-	-
H3a:	/	/	*	*	*	*	/	/	/	(-)	*	*
H3b:	*	/	*	*	*	*	*	*	/	(+)	*	*
H4:	+	-	*	+	-	-	+	+	-	-	*	-
H5:	(+)	(+)	(-)	(-)	-	(-)	+	/	(+)	-	-	(-)
H6a:	*	*	*	(+)	-	(-)	*	/	*	-	*	(-)
H6b:	(+)	(+)	(-)	*	*	*	+	*	(+)	*	-	*
H7:	+	-	-	*	*	*	+	*	-	*	*	*
H8:	+	+	*	+	+	*	*	*	*	*	*	*
H9:	*	*	*	*	*	*	+	+	+	+	*	*
H10:	+	+	+	+	+	-	-	-	-	-	-	-

Anmerkungen: w Partnerschaften mit weiblicher Befragungsperson, m Partnerschaften mit männlicher Befragungsperson, + empirischer Befund bestätigt Hypothese, - empirischer Befund widerlegt Hypothese, / kein eindeutiger empirischer Befund, * Hypothese wurde nicht geprüft, () partiell bzw. tendenziell schwächender oder stützender Befund, doppelte Symbole in den Partnerschaftsspalten stehen für Befunde des Respondenten (= 1. Symbol) und der PartnerIn (= 2. Symbol).

Auch die empirischen Befunde zum Beschäftigungsstatus vermitteln kein einheitliches Bild in Bezug auf die familienökonomischen und verhandlungstheoretischen Überlegungen. Für den Übergang zum ersten Kind kann der Institutioneneffekt sowohl für Frauen und Männer als

auch für Partnerschaften bestätigt werden. Für die Übergänge zum zweiten und dritten Kind hingegen zeigt sich keine Bestätigung des Institutioneneffekts. Allerdings ist kritisch anzumerken, ob Ausbildungsphasen im späteren Lebensverlauf nicht bereits in starker Beziehung zur Erwerbstätigkeit stehen und somit eher als Erwerbstätigkeitsphasen erfasst werden sollten.

Hinsichtlich des Erwerbsumfangs zeigt sich für den Übergang zum ersten und zweiten Kind zwar lediglich eingeschränkt, aber dennoch in der Tendenz, eine Stärkung der geschlechter-spezifischen Überlegungen. Für Frauen und Partnerschaften mit weiblicher Befragungsperson wirkt sich eine Erhöhung des Erwerbsumfangs negativ auf die Übergangsneigung zum ersten und zweiten Kind aus. Dieser Zusammenhang ist allerdings auf den Vergleich zwischen Arbeitslosigkeit und Vollzeit-erwerbstätigkeit in den meisten Modellen einzuschränken. Ein positiver Effekt der Teilzeiterwerbstätigkeit ist nur in wenigen Fällen ersichtlich. Für den Übergang zum dritten Kind gilt dieser Zusammenhang der negativen Wirkung des Erwerbsumfangs allerdings nicht.

Bei Männern ist ein positiver Effekt des Erwerbsumfangs, allerdings nur auf die Familien-gründung ersichtlich. So scheinen die familienökonomischen und verhandlungstheoretischen Überlegungen, zumindest für den Übergang zum ersten Kind, relevante Erklärungs-mechanismen zu beinhalten. In Partnerschaften und bei der Familienerweiterung ist der positive Zusammenhang von Erwerbsumfang und Übergangsneigung für Männer nicht eindeutig festzustellen.

Hinsichtlich der vermuteten besseren Vereinbarkeit von Fertilität und Erwerbstätigkeit für Frauen in Ostdeutschland kann lediglich für die Familiengründung und den Beschäftigungs-status der Vollzeit-erwerbstätigkeit von einer Stützung der These gesprochen werden; für den Übergang zum zweiten und dritten Kind zeigt sich ein umgekehrter Effekt im Vergleich zu westdeutschen vollzeiterwerbstätigen Frauen.

Die empirischen Befunde des Einflusses der Partnerschaft auf die Familiengründung und -erweiterung bestätigen zum überwiegenden Teil die Hypothesen. Sowohl auf Individual-ebene als auch auf Partnerschaftsebene, nimmt mit dem Institutionalisierungsgrad einer Paarbeziehung die Übergangsneigung zu einem (weiteren) Kind zu. So weisen ledige Personen eine niedrigere und verheiratete Personen eine höhere Übergangsneigung auf als Personen, die mit einem Partner zusammenleben. Verheiratete Partnerschaften haben eine höhere Übergangsneigung als kohabitierende Partnerschaften. In Bezug auf die *Partneranzahl* bzw. *Partnerschaftsanzahl* zeigt sich ein differenziertes Bild zwischen den Individual- und Partnerschaftsmodellen. Während in den Individualmodellen der erwartete Effekt auftritt und mit der Anzahl an Partnern die Übergangsneigung zur Familiengründung und -erweiterung sinkt, nimmt sie im Fall eines vorhergehenden Partnerschaftswechsels für dauerhafte Partnerschaften zu oder unterscheidet sich nicht. Allerdings bilden die Variablen *Partneranzahl* und *Partnerschaftsanzahl* unterschiedliche Effekte in den Individual- und Partnerschaftsmodellen ab. Während die *Partneranzahl* in den Individualmodellen die Anzahl an Partnern bis zum entsprechenden abhängigen Prozess enthält, beinhaltet die *Partnerschaftsanzahl* die Anzahl an vorhergehenden Partnerschaften bis zum Beginn einer dauerhaften Partnerschaft. Das heißt, ein Partnerschaftswechsel wird nur vor der Geburt des ersten Kindes aufgenommen, während dieser in den Individualmodellen auch nach der ersten und zweiten Geburt erfasst wird.

Auf die Prüfung von einigen Hypothesen für den Übergang zum dritten Kind musste aufgrund der Datenlage zum Teil verzichtet werden. Damit bleiben der Einfluss von Veränderungen des Familienstandes, aber auch bildungs- und beschäftigungsspezifische Zusammenhänge für den Übergang zum dritten Kind teilweise unbeantwortet.

6. Diskussion

Die Geburtenentwicklung in Deutschland ist seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert rückläufig. Hinter dieser Entwicklung stehen in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts Veränderungen im generativen Verhalten, wie die stetige Zunahme des Erst-, Zweit- und Drittgeburtsalters der Mutter und Verschiebungen der paritätsspezifischen Kinderzahlen.

Diese Veränderungen sind dabei nicht als zusammenhangslose Prozesse zu verstehen, sondern stehen mit weiteren sozialen Wandlungsprozessen in Verbindung. In dieser Arbeit wurde näher auf die Bildungsexpansion der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts, die Veränderungen in der Erwerbstätigkeit und den Partnerschaftswandel eingegangen, da diese, dem methodologischen Individualismus folgend, die sozialen Bedingungen der Akteure bestimmen. Die Bildungsexpansion sowie die Entwicklungen in der Erwerbstätigkeit führen zu einem deutlichen Angleichungsprozess zwischen Frauen und Männern, wobei in Bezug auf die Erwerbstätigkeit in Ostdeutschland seit der Gründung der DDR Frauen hohe Erwerbsquoten aufwiesen. Von einem Partnerschaftswandel kann insofern gesprochen werden, als dass eine Zunahme der Partnerschaftsinstabilität und somit der Anzahl an durchlebten Partnerschaften festzustellen ist. Allerdings bleiben Partnerschaften und Ehen, auch wenn eine Zunahme nichtehelicher Partnerschaften zu verzeichnen ist, das dominierende Muster von Lebensformen.

Der Großteil der bisherigen sozialwissenschaftlichen Forschung beschränkt sich aus diversen Gründen auf Frauen als wesentlichen Akteuren fertiler Entscheidungen. Männer und Partnerschaften wurden nur selten betrachtet. Die Darstellung von Kernergebnissen empirischer Fertilitätsstudien offenbart auf der Individualebene heterogene Befunde für Männer und Frauen, verweist aber auch auf die unterschiedliche Wirkung der Determinanten bei Frauen und Männer, auf Unterschiede im fertilen Verhalten zwischen ost- und westdeutschen Personen, aber auch auf einen unterschiedlichen Einfluss der Determinanten hinsichtlich der Geburtenordnung. Die vorgestellten Studien deuten ferner auf Diskrepanzen zwischen der Lebenslauf- und Partnerschaftsverlaufsperspektive hin.

Ein Ziel dieser Forschungsarbeit lag darin, dieser einseitigen Sichtweise nicht zu folgen und die Familiengründung und -erweiterung aus der Individualperspektive von Frauen und Männern sowie aus der Partnerschaftsperspektive zu untersuchen. Als forschungsleitend wurde dabei die Frage untersucht: *Welchen Einfluss haben Merkmale der Bildung, Erwerbstätigkeit und Partnerschaft auf die Familiengründung und Familienerweiterung von Frauen, Männern und Partnerschaften in Deutschland?* Die Untersuchung bezog sich auf die Geburtskohorten 1944 bis 1981 in Ost- und Westdeutschland.

Als theoretisches Fundament wurden die *Neue Haushaltsökonomie* sowie der verhandlungstheoretische Ansatz nach Notburga Ott (u. a. 1989, 1995) genutzt. Beide Ansätze sind der Theorie der rationalen Wahl zugehörig und ermöglichen somit eine Modellierung des Entscheidungsverhaltens auf der Mikro-Ebene unter den gegebenen Rahmenbedingungen.

In der *Neuen Haushaltsökonomie*, welche die Entscheidung für ein Kind als rationale Abwägung von Kosten und Nutzen des Kindes betrachtet, entsteht die wesentliche Erklärungskraft aus der Gewinnung komparativer Vorteile aufgrund von Spezialisierung eines Partners auf Hausarbeit und des anderen Partners auf Erwerbstätigkeit. Ursprünglich wird dabei von einer geschlechterspezifischen Arbeitsteilung ausgegangen. Die Erklärung fertilen Verhaltens beruht dann weitergehend auf den Mechanismen des Einkommens, unterschieden nach der Qualität und Quantität von Kindern, und der Opportunitätskosten.

Der verhandlungstheoretische Ansatz nach Ott ist in die Spieltheorie einzuordnen und als Fortführung der *Neuen Haushaltsökonomie* im Sinne der Neoklassik anzusehen. Mit diesem ist es möglich, die oft kritisierte Annahme der Haushaltsnutzenmaximierung unter Haushaltskonsens der Familienökonomie zu überwinden und fertile Entscheidungen als einen Verhandlungsprozess zwischen den Partnern zu modellieren. Auch der verhandlungstheoretische Ansatz basiert auf der Gewinnung komparativer Vorteile durch geschlechterspezifische Arbeitsteilung. Allerdings wird im Unterschied zur Familienökonomie nicht von einer einmaligen Entscheidung über die Kinderzahl ausgegangen, sondern von mit der Entscheidung über die Geburt eines (weiteren) Kindes wiederkehrenden Verhandlungen. Der Erklärungsmechanismus besteht dabei in der Verschiebung des Konfliktpunktes und der Möglichkeit der Nichtrealisierung der Geburt eines (weiteren) Kindes.

Sowohl die *Neue Haushaltsökonomie* als auch der verhandlungstheoretische Ansatz führen im Ergebnis zur Ableitung analoger Hypothesen des Einflusses von Bildung, Erwerbstätigkeit und Partnerschaft auf den Übergang zum ersten, zweiten und dritten Kind. Dies ist einerseits als ein Kritikpunkt am verhandlungstheoretischen Ansatz zu verstehen. Andererseits offenbart die verhandlungstheoretische Modellierung andere entscheidungsleitende Aspekte der Akteure und berücksichtigt somit den sequentiellen Entscheidungscharakter fertilen Verhaltens.

Der zweite große Teil dieser Arbeit umfasst die deskriptiven und multivariaten Analysen der Übergänge zum ersten, zweiten und dritten Kind aus der Akteursperspektive von Frauen, Männern und Partnerschaften. Die empirischen Analysen wurden mit der Kaplan-Meier-Schätzung und dem Piecewise-Constant-Exponentialmodell, beides Methoden der Ereignisdatenanalyse, durchgeführt.

Als Datenbasis wurde die Erwachsenenstartkohorte des *Nationalen Bildungspanels*, einer multidisziplinären Längsschnittstudie zur Erforschung von Bildungsverläufen, genutzt. Diese enthält Informationen zur Bildungs-, Erwerbs-, Partnerschafts- und Kinderbiographie auf Monatsbasis. Die Betrachtung von Partnerschaftsverläufen ist mit diesen Daten allerdings starken Beschränkungen unterworfen. So werden nur Partnerschaften erhoben, die zusammengewohnt haben und/oder zum Interviewzeitpunkt bestanden. Für vorhergehende Partner werden nur das Bildungsniveau und Geburtsdatum abgefragt. Zudem wird eine Partnerschaft erst ab dem Zusammenzugsdatum zeitlich erfasst und nicht ab dem eigentlichen, subjektiv von den Befragten wahrgenommenen, Partnerschaftsbeginn. Die empirischen Analysen geben Hinweise darauf, dass das Problem der Positivselektion. Damit sind die Ergebnisse mit Einschränkungen zu interpretieren. Aus diesen Gründen begrenzt sich diese Forschungsarbeit auf die Analyse von dauerhaften Partnerschaften, d. h. von Partnerschaften mit keinen oder gemeinsamen Kindern. Partnerschaften, bei denen die Partnerschaft zwischen erstem und zweitem oder zweitem und drittem Kind wechselt,

werden nicht betrachtet. Damit wird die Betrachtung von Wandlungsprozessen von Partnerschaften eingeschränkt.

Die empirischen Analysen verweisen auf der einen Seite auf differenzierte Befunde zur Wirkung der Determinanten auf die Familiengründung sowie -erweiterung und auf der anderen Seite auf starke Gemeinsamkeiten zwischen Frauen, Männern und Partnerschaften. Die starken Gemeinsamkeiten zwischen Individual- und Partnerschaftsebene können allerdings ein Phänomen des Stichprobenzuschnitts sein (vgl. 4.1.2).

Personen und Partnerschaften in Ostdeutschland weisen bei der Familiengründung eine höhere Übergangsnéigung auf als in Westdeutschland. Bei der Familienerweiterung kehrt sich dieser Zusammenhang um. Auch für die Kohorten zeigen sich Differenzen. Während sich in den Partnerschaftsmodellen beim Übergang zu den ersten drei Kindern negative Effekte für die Kohorten von 1944 bis 1962 im Vergleich zur Kohorte von 1963 bis 1972 feststellen lassen, zeigt sich für den Übergang zum ersten Kind in den Individualmodellen ein anderer Zusammenhang. Dort weist die jüngere Kohorte der 1973 bis 1981 geborenen Frauen und Männer einen negativen Effekt auf und die älteren Kohorten unterscheiden sich nicht von der Kohorte 1963 bis 1972. Dies kann ein Hinweis auf die kritisch diskutierte zunehmende Kinderlosigkeit aus der Lebenslaufperspektive sein.

Die empirischen Befunde verweisen insgesamt nur auf eine geringe Bestätigung der Überlegungen der *Neuen Haushaltsökonomie* und des verhandlungstheoretischen Ansatzes. Am deutlichsten bestätigen sich die familienökonomischen und verhandlungstheoretischen Überlegungen zum Einfluss der Partnerschaft auf die Familiengründung und -erweiterung. So zeigt sich über alle Modelle eine positive Wirkung des Institutionalisierungsgrades einer Paarbeziehung. Hinsichtlich des Einflusses des Beschäftigungsstatus und Bildungsniveaus zeigen sich vor allem Unterschiede zwischen Familiengründung und -erweiterung, womit der sequentielle Entscheidungscharakter und die unterschiedliche Wirkung der Determinanten ersichtlich werden. Während der Einfluss der Bildung auf den Übergang zum ersten Kind keinem eindeutigen Muster zuzuordnen ist und sowohl für den Befragten als auch für dessen Partner kaum Einfluss zeigt, ist beim Übergang zu weiteren Kindern ein Muster erkenntlich, bei dem mit höherer Bildung die Übergangsnéigung zum zweiten und dritten Kind steigt. Damit werden die Überlegungen der *Neuen Haushaltsökonomie* und des verhandlungstheoretischen Ansatzes zum Großteil nicht bestätigt, aber es zeigt sich, dass die Quantitätskomponente des Einkommenseffekts, nach welcher mit steigender Bildung (als Indikator für Einkommen) die Kinderzahl steigt, gestärkt wird. Dies bedeutet auch, dass die geschlechterspezifischen Annahmen, vor allem der negativen Wirkung höherer Bildung von Frauen, nicht bestätigt werden können. Der Beschäftigungsstatus zeigt beim Übergang zum ersten Kind in der Tendenz eine Stützung der geschlechterspezifischen Überlegungen. Für Frauen nimmt mit dem Erwerbsumfang die Übergangsnéigung zum ersten Kind ab und für Männer zu. Das Befinden in einer Ausbildungsphase wirkt sich negativ auf die Familiengründung aus. Bei der Familienerweiterung sind diese Zusammenhänge nicht mehr eindeutig festzustellen. Ost-West-Unterschiede zwischen vollzeiterwerbstätigen Frauen folgen dem bereits dargestellten Unterschied zwischen Ost- und Westdeutschland.

Zum Abschluss sei auf die Grenzen dieser Forschungsarbeit und einen Ausblick verwiesen. Die empirischen Analysen dieser Forschungsarbeit sollten vertieft werden. So ist kritisch anzumerken, dass Unterschiede zwischen Ost- und Westdeutschland nur geringfügig analysiert wurden. Die Relevanz tiefgreifender Analysen von Ost-West-Unterschieden

begründet sich zum einen aus der unterschiedlichen staatlichen Ausgestaltung und den verschiedenen Erwerbsmustern, zum anderen aus den mit der Wiedervereinigung einhergehenden Transformations- und Umbruchsprozessen, die zu einer Veränderung des fertilen Verhaltens geführt haben können. Aber nicht nur Unterschiede zwischen Ost- und Westdeutschland, sondern auch Unterschiede zwischen den Kohorten sollten tiefergehend analysiert werden, da Prozesse des sozialen Wandels meist langfristige Entwicklungen sind. Auch der Einfluss von Merkmalen des Partners konnte nur in geringem Umfang geprüft werden, da nur dessen Bildungsniveau erhoben wurde. Damit sind den Analysen mit Hilfe des NEPS starke Grenzen gesetzt und vor allem der wichtige Einfluss des Beschäftigungsstatus des Partners kann nicht, und der Partnerschaftsverlauf nur eingeschränkt, untersucht werden.

Angesichts dessen, dass die Geburtenentwicklung und die dahinter stehenden fertilen Verhaltensweisen eine grundlegende Größe der Entwicklung einer Gesellschaft sind und vielfältige Konsequenzen nach sich ziehen, sollte die Datenlage vor allem zu Partnerschaften verbessert werden. Allerdings steht die Erhebung von Partnerschaften und der entsprechenden Vielzahl von sozialstrukturellen Merkmalen beider Partner vor großen finanziellen Problemen und vor Schwierigkeiten der Befragungstechnik, womit dies nur schwer umzusetzen ist (Kopp 2002, S. 199). Andere Datensätze wie das SOEP, PAIRFAM oder der Familiensurvey, die meist zur Analyse von Partnerschaften und Merkmalen des Partners genutzt werden und bei denen eine größere Zahl an partnerschaftsbezogenen Merkmalen und Merkmalen des Partners erhoben werden, weisen andere Probleme auf. So wird beispielsweise im Familiensurvey nur auf Jahresbasis erhoben. Somit bieten auch diese Datensätze keinen ausreichenden Ersatz und es besteht, wie bereits angesprochen, ein Bedarf weitere Daten zu Partnerschaften einzuholen.

Literatur

- Andersson, G., Duvander, A.-Z. & Hank, K. (2004). *Erwerbsstatus und Familienentwicklung in Schweden aus paarbezogener Perspektive* (MPIDR WORKING PAPER WP 2004-006). Rostock: Max-Planck-Institut für demografische Forschung.
- Bauer, G. & Jacob, M. (2010). Fertilitätsentscheidungen im Partnerschaftskontext. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 62 (1), 31–60.
- Bauer, G. & Kneip, T. (2011). Familiengründung und -erweiterung als partnerschaftliche Entscheidung. Ein Test konkurrierender Entscheidungsregeln. In J. Brüderl, L. Castiglioni & N. Schumann (Hrsg.), *Partnerschaft, Fertilität und intergenerationale Beziehungen. Ergebnisse der ersten Welle des Beziehungs- und Familienpanels* (S. 227–258). Würzburg: Ergon.
- Bauer, G. & Kneip, T. (2013). Fertility From a Couple Perspective: A Test of Competing Decision Rules on Proceptive Behaviour. *European Sociological Review*, 29 (3), 535–548.
- Becker, G. S. (1974). A Theory of Social Interactions. *Journal of Political Economy*, 82 (6), 1063–1093.
- Becker, G. S. (1981). *A Treatise on the Family*. Cambridge: Harvard University Press.
- Becker, G. S. (1982). *Der ökonomische Ansatz zur Erklärung menschlichen Verhaltens*. Tübingen: Mohr.
- Becker, G. S. (1991). *A Treatise on the Family*. Cambridge: Harvard University Press.
- Becker, G. S. (1993). *A Treatise on the Family*. Cambridge: Harvard University Press.
- Becker, G. S. & Pies, I. (1996). *Familie, Gesellschaft und Politik. Die ökonomische Perspektive*. Tübingen: Mohr.
- Berninger, I. (2012). Theorien, Modelle und Hypothesen. In I. Berninger, K. Botzen, C. Kolle, D. Vogl & O. Watteler (Hrsg.), *Grundlagen sozialwissenschaftlichen Arbeitens. Eine anwendungsorientierte Einführung* (S. 72–82). Stuttgart: UTB.
- Birg, H. (1987). *A Biographical Approach to Theoretical Demography* (IBS-Materialien Nr. 23). Bielefeld: Universität Bielefeld.
- Birg, H. (1990). *A Biographic Theory of Fertility and Empirical Findings from a German Biographical Survey*. Bielefeld: Universität Bielefeld.
- Birg, H., Filip, D. & Flöthmann, E.-J. (1990). *Paritätsspezifische Kohortenanalyse des generativen Verhaltens in der Bundesrepublik Deutschland nach dem 2. Weltkrieg* (IBS-Materialien Nr. 30). Bielefeld: Universität Bielefeld.
- Birg, H., Flöthmann, E.-J. & Reiter, I. (1991). *Biographische Theorie der demographischen Reproduktion*. Frankfurt am Main [u.a.]: Campus Verlag.
- Blossfeld, G. J. (2013). What Influences the Rate of Entry into Motherhood of Women Enrolled in Full-Time Education? A Difference-in-Differences Analysis of the Effect of the German Unification. *Studies of Transition States and Societies*, 5 (2), 71–87.
- Blossfeld, H.-P. & Huinink, J. (1989). Die Verbesserung der Bildungs- und Berufschancen von Frauen und ihr Einfluss auf den Prozess der Familienbildung. *Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft*, 15 (4), 383–404.

- Blossfeld, H.-P. & Huinink, J. (1991). Human Capital Investments or Norms of Role Transition? How Women's Schooling and Career Affect the Process of Family Formation. *American Journal of Sociology*, 97 (1), 143–168.
- Blossfeld, H.-P. & Jaenichen, U. (1992). Educational Expansion and Changes in Women's Entry into Marriage and Motherhood in the Federal Republic of Germany. *Journal of Marriage and Family*, 54 (2), 302–315.
- Blossfeld, H.-P. & Shavit, Y. (1993). Dauerhafte Ungleichheiten. Zur Veränderung des Einflusses der sozialen Herkunft auf die Bildungschancen in dreizehn industrialisierten Ländern. *Zeitschrift für Pädagogik*, 39 (1), 25–52.
- Blossfeld, H.-P. & Timm, A. (1997). Der Einfluß des Bildungssystems auf den Heiratsmarkt. Eine Längsschnittanalyse der Wahl von Heiratspartnern im Lebenslauf. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 49 (3), 440–476.
- Blossfeld, H.-P., Golsch, K. & Rohwer, G. (2007). *Event history analysis with Stata*. New York: Lawrence Erlbaum Associates.
- Blossfeld, H.-P. (2010). Survival- und Ereignisanalyse. In C. Wolf & H. Best (Hrsg.), *Handbuch der sozialwissenschaftlichen Datenanalyse* (S. 995–1016). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Blossfeld, H.-P., Rossbach, H. G. & Maurice, J. von (Hrsg.). (2011). *Education as a Lifelong Process. The German National Educational Panel Study (NEPS)* (Special Issue 14, Zeitschrift für Erziehungswissenschaft). Wiesbaden, Germany: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Blossfeld, H.-P. (2011). Veränderungen bei der Erstheirat und Familiengründung in Deutschland. In U. Klammer & M. Motz (Hrsg.), *Neue Wege – Gleiche Chancen* (S. 397–430). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Braun, N. (2000). Ökonomische Theorien der Bevölkerungswissenschaft. In U. Müller, B. Nauck & A. Diekmann (Hrsg.), *Handbuch der Demographie 1. Modelle und Methoden* (S. 293–338). Berlin: Springer.
- Braun, N., Keuschnigg, M. & Wolbring, T. (2012). *Wirtschaftssoziologie*. München: Oldenbourg.
- Brose, N. (2008). Entscheidung unter Unsicherheit – Familiengründung und -erweiterung im Erwerbsverlauf. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 60 (1), 30–52.
- Brüderl, J. & Klein, T. (1991). Bildung und Familiengründung: Institutionen- versus Niveaueffekt. *Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft*, 17 (3), 323–335.
- Brüderl, J. & Klein, T. (1993). Bildung und Familiengründungsprozeß deutscher Frauen: Humankapital- und Institutioneneffekt. In A. Diekmann & S. Weick (Hrsg.), *Der Familienzyklus als sozialer Prozess. Bevölkerungssoziologische Untersuchungen mit den Methoden der Ereignisanalyse* (S. 194–215). Berlin: Duncker & Humblot.
- Burkart, G. (1994). *Die Entscheidung zur Elternschaft. Eine empirische Kritik von Individualisierungs- und Rational-Choice-Theorien*. Stuttgart: Enke.
- Conlisk, J. (1996). Why Bounded Rationality? *Journal of Economic Literature*, 34 (2), 669–700.

- Corijn, M., Liefbroer, A. C. & De Jong Gierveld, J. (1996). It Takes Two to Tango, Doesn't It? The Influence of Couple Characteristics on the Timing of the Birth of the First Child. *Journal of Marriage and Family*, 58 (1), 117–126.
- Diekmann, A. (2008a). *Empirische Sozialforschung. Grundlagen, Methoden, Anwendungen*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt-Taschenbuch-Verlag.
- Diekmann, A. (2008b). *Spieltheorie. Einführung, Beispiele, Experimente*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt-Taschenbuch-Verlag.
- Dornseiff, J.-M. & Sackmann, R. (2003). Familien-, Erwerbs- und Fertilitätsdynamiken in Ost- und Westdeutschland. In W. Bien & J. Marbach (Hrsg.), *Partnerschaft und Familiengründung. Ergebnisse der dritten Welle des Familien-Survey* (S. 309–348). Opladen: Leske + Budrich.
- Dudel, C., Althammer, J. & Ott, N. (2010). Die Verhandlungsfamilie. Empirische Evidenz familienökonomischer Verhandlungsmodelle. In S. Walper & V. Wendt (Hrsg.), *Partnerschaften und die Beziehungen zu Eltern und Kindern. Befunde zur Beziehungs- und Familienentwicklung in Deutschland* (S. 113–152). Würzburg: Ergon.
- Easterlin, R. A. (1968). *Population, Labor Force, and Long Swings in Economic Growth. The American Experience*. New York: UMI.
- Easterlin, R. A. (1971). Does Human Fertility Adjust to the Environment? *The American Economic Review*, 61 (2), 399–407.
- Eckhard, J. (2006). Kinderlosigkeit durch Partnerschaftslosigkeit: Der Wandel der Partnerschaftsbiographien und Zusammenhänge mit der Geburtenentwicklung. *Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft*, 31 (1), 105–125.
- Eckhard, J. (2010). *Partnerschaftswandel und Geburtenrückgang*. Berlin: Suhrkamp.
- Esser, H. (1993). *Soziologie. Allgemeine Grundlagen*. Frankfurt am Main: Campus.
- Fehn, R. (1998). Eine kritische Analyse der Weiterentwicklung des familienökonomischen Ansatzes von Gary S. Becker durch die Spieltheorie. In I. Pies & M. Leschke (Hrsg.), *Gary Beckers ökonomischer Imperialismus* (S. 91–96). Tübingen: Mohr.
- Gebel, M. & Giesecke, J. (2009). Ökonomische Unsicherheit und Fertilität. Die Wirkung von Beschäftigungsunsicherheit und Arbeitslosigkeit auf die Familiengründung in Ost- und Westdeutschland. *Zeitschrift für Soziologie*, 38 (5), 399–417.
- Grossbard-Shechtman, S. (1995). Marriage Market Models. In M. Tommasi & K. Ierulli (Hrsg.), *The New Economics of Human Behavior* (S. 93–112). Cambridge: Cambridge University Press.
- Gustafsson, S. (1991). Neoklassische ökonomische Theorien und die Lage der Frau: Ansätze und Ergebnisse zu Arbeitsmarkt, Haushalt und der Geburt von Kindern. In K. U. Mayer, J. Allmendinger & J. Huinink (Hrsg.), *Vom Regen in die Traufe. Frauen zwischen Beruf und Familie* (S. 408–422). Frankfurt am Main [u.a.]: Campus.
- Handl, J. (1988). Der langfristige Geburtenrückgang in Deutschland: Heiratskohorten 1920–1960. *Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft*, 14 (3), 295–317.
- Hank, K. (2003). Eine Mehrebenenanalyse regionaler Einflüsse auf die Familiengründung westdeutscher Frauen in den Jahren 1984 bis 1999. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 55 (1), 79–98.

- Hank, K. & Tölke, A. (2005). Das „vernachlässigte“ Geschlecht in der Familienforschung: Untersuchungen zu Partnerschaft und Elternschaft bei Männern. In A. Tölke & K. Hank (Hrsg.), *Männer - Das „vernachlässigte“ Geschlecht in der Familienforschung* (Sonderheft 4, Zeitschrift für Familienforschung, S. 7–17). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Harsanyi, J. C. (1977). *Rational Behavior and Bargaining Equilibrium in Games and Social Situations*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Herter-Eschweiler, R. (1998). *Die langfristige Geburtenentwicklung in Deutschland. Der Versuch einer Integration bestehender Erklärungsansätze zum generativen Verhalten*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Hill, P. B. & Kopp, J. (2006). *Familiensoziologie. Grundlagen und theoretische Perspektiven*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Hoffman, L. W. & Hoffman, M. L. (1973). The Value of Children to Parents. In J. T. Fawcett (Hrsg.), *Psychological Perspectives on Population* (S. 19–76). New York: Basic Books.
- Hradil, S. (1999). *Soziale Ungleichheit in Deutschland*. Opladen: Leske + Budrich.
- Huinink, J. (1995). *Warum noch Familie? Zur Attraktivität von Partnerschaft und Elternschaft in unserer Gesellschaft*. Frankfurt am Main [u.a.]: Campus.
- Huinink, J. & Schröder, T. (2008). *Sozialstruktur Deutschlands*. Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft.
- Huinink, J., Kreyenfeld, M. & Trappe, H. (2012). Familie und Partnerschaft in Ost- und Westdeutschland. Eine Bilanz. In J. Huinink, M. Kreyenfeld & H. Trappe (Hrsg.), *Familie und Partnerschaft in Ost- und Westdeutschland. Ähnlich und doch immer noch anders* (Zeitschrift für Familienforschung : Sonderheft 9, S. 9–29). Opladen [u.a.]: Budrich.
- Klauder, W. (1994). Tendenzen und Bedeutung der Frauenerwerbstätigkeit heute und morgen. In P. Beckmann & G. Engelbrech (Hrsg.), *Arbeitsmarkt für Frauen 2000. Ein Schritt vor oder ein Schritt zurück?* (S. 45–72). Nürnberg: IAB.
- Klaus, D. (2010). Kinderkosten und Familiengründung: Erste Befunde einer Prüfung der Neuen Haushaltsökonomie unter Verwendung von Paardaten. *Zeitschrift für Familienforschung*, 22 (1), 109–129.
- Klein, T. (1993). Bildungsexpansion und Geburtenrückgang. Eine kohortenbezogene Analyse zum Einfluß veränderter Bildungsbeteiligung auf die Geburt von Kindern im Lebensverlauf. In A. Diekmann & S. Weick (Hrsg.), *Der Familienzyklus als sozialer Prozess. Bevölkerungssoziologische Untersuchungen mit den Methoden der Ereignisanalyse* (S. 285–307). Berlin: Duncker & Humblot.
- Klein, T. (2003). Die Geburt von Kindern in paarbezogener Perspektive. *Zeitschrift für Soziologie*, 32 (6), 506–527.
- Klein, T. (2005). *Sozialstrukturanalyse. Eine Einführung*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt-Taschenbuch-Verlag.
- Kohlmann, A. & Kopp, J. (1997). Verhandlungstheoretische Modellierung des Übergangs zu verschiedenen Kinderzahlen. *Zeitschrift für Soziologie*, 26 (4), 258–274.
- Kopp, J. (2002). *Geburtenentwicklung und Fertilitätsverhalten. Theoretische Modellierungen und empirische Erklärungsansätze*. Konstanz: UVK.

- Kreyenfeld, M. (2006). *Der Einfluss der ‚Wende‘ auf bildungsspezifische Fertilitätsunterschiede in Ostdeutschland* (MPIDR WORKING PAPER WP 2006-025). Rostock: Max-Planck-Institut für demografische Forschung.
- Kreyenfeld, M. (2007). Bildungsspezifische Unterschiede im Geburtenverhalten in Ost- und Westdeutschland. In E. Barlösius & D. Schiek (Hrsg.), *Demographisierung des Gesellschaftlichen. Analysen und Debatten zur demographischen Zukunft Deutschlands* (S. 83–112). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Kurz, K. (2005). Die Familiengründung von Männern im Partnerschaftskontext. In A. Tölke & K. Hank (Hrsg.), *Männer - Das „vernachlässigte“ Geschlecht in der Familienforschung* (Sonderheft 4, Zeitschrift für Familienforschung, S. 178–197). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Lauterbach, W., Huinink, J. & Becker, R. (1994). Erwerbsbeteiligung und Berufschancen von Frauen. Theoretische Ansätze, methodische Verfahren und empirische Ergebnisse aus der Lebensverlaufsperspektive. In P. Beckmann & G. Engelbrech (Hrsg.), *Arbeitsmarkt für Frauen 2000. Ein Schritt vor oder ein Schritt zurück?* (S. 175–208). Nürnberg: IAB.
- Lauterbach, W. (1999). Die Dauer Nichtehelicher Lebensgemeinschaften. Alternative oder Vorphase zur Ehe? In T. Klein & W. Lauterbach (Hrsg.), *Nichteheliche Lebensgemeinschaften. Analysen zum Wandel partnerschaftlicher Lebensformen* (S. 269–308). Opladen: Leske + Budrich.
- Lechert, Y., Schroedter, J. & Lüttinger, P. (2006). *Die Umsetzung der Bildungsklassifikation CASMIN für die Volkszählung 1970, die Mikrozensus-Zusatzerhebung 1971 und die Mikrozensus 1976-2004* (ZUMA-Methodenbericht Nr. 12). Mannheim: ZUMA.
- Leibenstein, H. (1974). An Interpretation of the Economic Theory of Fertility: Promising Path or Blind Alley? *Journal of Economic Literature*, 12 (2), 457–479.
- Leim, I. (2008). *Die Modellierung der Fertilitätsentwicklung als Folge komplexer individueller Entscheidungsprozesse mit Hilfe der Mikrosimulation*. Marburg: Metropolis-Verlag.
- Lundberg, S. & Pollak, R. A. (1996). Bargaining and Distribution in Marriage. *The Journal of Economic Perspectives*, 10 (4), 139–158.
- Lüttinger, P. & König, W. (1988). Die Entwicklung einer international vergleichbaren Klassifikation für Bildungssysteme. *ZUMA Nachrichten*, 12 (22), 1–14.
- Martindale, C. (1991). *Cognitive Psychology. A Neural Network Approach*. Belmont: Wadsworth.
- McElroy, M. B. & Horney, M. J. (1981). Nash-Bargaining Household Decisions: Toward a Generalization of The Theory of Demand. *International Economic Review*, 22 (2), 333–349.
- Meulemann, H. (2006). *Soziologie von Anfang an. Eine Einführung in Themen, Ergebnisse und Literatur*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Mincer, J. (1963). Market Prices, Opportunity Costs and Income Effects. In C. Christ (Hrsg.), *Measurement in Economics* (S. 67–82). Stanford, CA: Stanford University Press.
- Müller, W. & Haun, D. (1993). Bildungsexpansion und Bildungsungleichheit. In W. Glatzer (Hrsg.), *Einstellungen und Lebensbedingungen in Europa* (S. 225–268). Frankfurt am Main: Campus.

- Müller, W. & Haun, D. (1994). Bildungsungleichheit im sozialen Wandel. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 46 (1), 1–42.
- Nauck, B. (1989). Individualistische Erklärungsansätze in der Familienforschung: die rational-choice Basis von Familienökonomie, Ressourcen- und Austauschtheorien. In R. Nave-Herz & M. Markefka (Hrsg.), *Handbuch der Familien- und Jugendforschung 1. Familienforschung* (S. 45–61). Neuwied: Luchterhand.
- Nauck, B. (2001). Der Wert von Kindern für ihre Eltern. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 53 (3), 407-435.
- Nave-Herz, R. (1994). *Familie heute. Wandel der Familienstrukturen und Folgen für die Erziehung*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Nazio, T. & Blossfeld, H.-P. (2003). The Diffusion of Cohabitation among Young Women in West Germany, East Germany and Italy. *European Journal of Population*, 19 (1), 47-82.
- Niephaus, Y. (2011). *Bevölkerungssoziologie. Eine Einführung in Gegenstand, Theorien und Methoden*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Ott, N. (1989). Familienbildung und familiäre Entscheidungsfindung aus verhandlungstheoretischer Sicht. In G. Wagner, N. Ott & H.-J. Hoffmann-Nowotny (Hrsg.), *Familienbildung und Erwerbstätigkeit im demographischen Wandel* (S. 97–116). Berlin: Springer.
- Ott, N. (1991). Die Wirkung politischer Maßnahmen auf die Familienbildung aus ökonomischer und verhandlungstheoretischer Sicht. In K. U. Mayer, J. Allmendinger & J. Huinink (Hrsg.), *Vom Regen in die Traufe. Frauen zwischen Beruf und Familie* (S. 385–407). Frankfurt am Main [u.a.]: Campus.
- Ott, N. (1992). *Intrafamily Bargaining and Household Decisions*. Berlin: Springer.
- Ott, N. (1995). Fertility and Division of Work in the Family: A Game Theoretic Model of Household Decisions. In E. Kuiper & J. Sap (Hrsg.), *Out of the Margin. Feminist Perspectives on Economics* (S. 80–99). London: Routledge.
- Ott, N. (1998). Der familienökonomische Ansatz von Gary S. Becker. In I. Pies & M. Leschke (Hrsg.), *Gary Beckers ökonomischer Imperialismus* (S. 63–90). Tübingen: Mohr.
- Ott, N. (2008). *Wie sichert man die Zukunft der Familie?* (Freiburger Diskussionspapiere zur Ordnungsökonomik 08/3). Freiburg: Albert-Ludwigs Universität Freiburg.
- Pavetic, M. (2009). *Familiengründung und -erweiterung in Partnerschaften. Statistische Modellierung von Entscheidungsprozessen*. Wiesbaden: Springer.
- Petersen, T. & Lübcke, B. (2006). Elternschaft als ökonomisches Entscheidungsproblem. *Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft*, 31 (2), 187–230.
- Pink, Sebastian, Leopold, T. & Engelhardt, H. (2012). *Sind Geburten ansteckend? Fertilität und soziale Interaktion am Arbeitsplatz* (Discussion Papers Nr. 14). Bamberg: Universität Bamberg.
- Pöttsch, O. & Sommer, B. (2009). Generatives Verhalten der Frauenkohorten im langfristigen Vergleich. Ergebnisse der laufenden Statistik der Geburten und der Erhebung „Geburten in Deutschland“. *Wirtschaft und Statistik*, 5, 377–396.
- Rammstedt, O. (1995). Wandel, sozialer. In W. Fuchs-Heinritz, R. Lautmann, O. Rammstedt & H. Wienold (Hrsg.), *Lexikon zur Soziologie* (S. 734). Opladen: Westdeutscher Verlag.

- Robinson, J. P. (1977). The New Home Economics: Sexist, Unrealistic, or Simply Irrelevant? *The Journal of Consumer Research*, 4, 178–181.
- Rupp, M. & Blossfeld, H.-P. (2008). Familiäre Übergänge: Eintritt in nichteheliche Lebensgemeinschaften, Heirat, Trennung und Scheidung, Elternschaft. In N. F. Schneider (Hrsg.), *Lehrbuch Moderne Familiensoziologie. Theorien, Methoden, empirische Befunde* (S. 139–166). Opladen: Leske + Budrich.
- Schimpl-Neimanns, B. (2000). Soziale Herkunft und Bildungsbeteiligung. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 52 (4), 636–669.
- Schmitt, C. (2005). Kinderlosigkeit bei Männern. Geschlechtsspezifische Determinanten ausbleibender Elternschaft. In A. Tölke & K. Hank (Hrsg.), *Männer - Das „vernachlässigte“ Geschlecht in der Familienforschung* (Sonderheft 4, Zeitschrift für Familienforschung, S. 18–43). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Schmitt, C. & Winkelmann, U. (2005). Wer bleibt kinderlos? Was sozialstrukturelle Daten über Kinderlosigkeit bei Frauen und Männern verraten. *Feministische Studien*, 23 (1), 9–23.
- Schmitt, C. (2008). *The Effects of Labour Market Participation on Fertility Decisions* (Dissertation). Bielefeld: Universität Bielefeld.
- Schnell, R., Hill, P. B. & Esser, E. (2008). *Methoden der empirischen Sozialforschung*. München [u.a.]: Oldenbourg.
- Schröder, J. & Brüderl, J. (2008). Der Effekt der Erwerbstätigkeit von Frauen auf die Fertilität: Kausalität oder Selbstselektion? *Zeitschrift für Soziologie*, 37 (2), 117–136.
- Schulz, E. & Kirner, E. (1994). Arbeitskräfteangebot von Frauen in Deutschland bis zum Jahr 2010. Empirische Ergebnisse und Ansätze zu einer kohortenspezifischen Projektion. In P. Beckmann & G. Engelbrech (Hrsg.), *Arbeitsmarkt für Frauen 2000. Ein Schritt vor oder ein Schritt zurück?* (S. 73–96). Nürnberg: IAB.
- Skopek, J. (2013). *Data Manual, Starting Cohort 6: Adults (SC6), SUF-Version 3.0.1*. Bamberg: National Educational Panel Study (NEPS).
- Statistisches Bundesamt. (2008). *Geburten und Kinderlosigkeit in Deutschland. Ergebnisse der Sondererhebung 2006*. Wiesbaden: Statistisches Bundesamt.
- Statistisches Bundesamt. (2009). *Mikrozensus 2008. Neue Daten zur Kinderlosigkeit*. Wiesbaden: Statistisches Bundesamt.
- Statistisches Bundesamt (Hrsg.). (2011). *Datenreport 2011. Ein Sozialbericht für die Bundesrepublik Deutschland*. Bonn: BpB Bundeszentrale für politische Bildung.
- Szydlik, M. (1993). *Arbeitseinkommen und Arbeitsstrukturen. Eine Analyse für die Bundesrepublik Deutschland und die Deutsche Demokratische Republik*. Berlin: Edition Sigma.
- Thomson, E. (1990). Two into One: Structural Models of Couple Behavior. In T. Draper & A. C. Marcos (Hrsg.), *Family Variables. Conceptualization, Measurement, and Use* (S. 129–142). Newbury Park, Calif: Sage Publications.

- Timm, A. (2006). Die Veränderung des Heirats- und Fertilitätsverhaltens im Zuge der Bildungsexpansion – eine Längsschnittanalyse für West- und Ostdeutschland. In A. Hadjar & R. Becker (Hrsg.), *Die Bildungsexpansion. Erwartete und unerwartete Folgen* (S. 277–310). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Tölke, A. & Diewald, M. (2003). Berufsbiographische Unsicherheiten und der Übergang zur Elternschaft bei Männern. In W. Bien & J. Marbach (Hrsg.), *Partnerschaft und Familiengründung. Ergebnisse der dritten Welle des Familien-Survey* (S. 349–384). Opladen: Leske + Budrich.
- Tölke, A. (2005). Die Bedeutung von Herkunftsfamilie, Berufsbiografie und Partnerschaften für den Übergang zur Ehe und Vaterschaft. In A. Tölke & K. Hank (Hrsg.), *Männer - Das „vernachlässigte“ Geschlecht in der Familienforschung* (Sonderheft 4, Zeitschrift für Familienforschung, S. 98–126). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Waller, W. W. (1938). *The Family: A Dynamic Interpretation*. New York: Cordon.
- Wendt, H. (1993). *Familienbildung und Familienpolitik in der ehemaligen DDR* (Materialien zur Bevölkerungswissenschaft, Sonderheft 22). Wiesbaden: Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung.
- Wiescholek, J. (2014). *Fertiles Verhalten in Deutschland - Familienformation und Familienerweiterung aus der Perspektive von Frauen, Männern und Partnerschaften. Abschlussarbeit zur Erlangung des akademischen Grades Master of Arts*. Leipzig: Universität Leipzig.
- Willis, R. J. (1973). A New Approach to the Economic Theory of Fertility Behavior. *Journal of Political Economy*, 81 (2), 14–64.
- Wirth, H. (2007). Kinderlosigkeit von hochqualifizierten Frauen und Männern im Paarkontext. Eine Folge von Bildungshomogamie. In D. Konietzka & M. Kreyenfeld (Hrsg.), *Ein Leben ohne Kinder. Kinderlosigkeit in Deutschland* (S. 167–200). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Yamaguchi, K. & Ferguson, L. R. (1995). The Stopping and Spacing of Childbirths and Their Birth-History Predictors: Rational-Choice Theory and Event-History Analysis. *American Sociological Review*, 60 (2), 272–298.
- Zapf, W. (1993). Die DDR 1989/90 - Zusammenbruch einer Sozialstruktur? In H. Joas & M. Kohli (Hrsg.), *Der Zusammenbruch der DDR. Soziologische Analysen* (S. 29–48). Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Anhang

Tabelle 12: Piecewise-Constant-Exponentialmodelle des Übergangs zum ersten Kind von Partnerschaften ohne Merkmale des Partners

	Partnerschaften mit weiblicher Befragungsperson <i>Modell A7</i>	Partnerschaften mit männlicher Befragungsperson <i>Modell A8</i>
Periode		
P1: 0 bis < 1 Jahr nach Partnerschaftsbeginn	-5.416 ^{***}	-4.853 ^{***}
P2: 1 bis < 2 Jahre nach Partnerschaftsbeginn	-5.596 ^{***}	-5.016 ^{***}
P3: 2 bis < 4 Jahre nach Partnerschaftsbeginn	-5.684 ^{***}	-5.061 ^{***}
P4: 4 bis < 6 Jahre nach Partnerschaftsbeginn	-5.736 ^{***}	-5.236 ^{***}
P5: 6 bis < 9 Jahre nach Partnerschaftsbeginn	-5.951 ^{***}	-5.330 ^{***}
P6: 9 bis < 14 Jahre nach Partnerschaftsbeginn	-6.187 ^{***}	-5.650 ^{***}
P7: ab 14 Jahre nach Partnerschaftsbeginn	-7.941 ^{***}	-6.837 ^{***}
Alter		
Alter Befragte(r) bei Partnerschaftsbeginn	0.008 ^{**}	0.004 ⁺
Alter PartnerIn bei Partnerschaftsbeginn	-0.002 ^{***}	-0.002 ^{***}
Alter Befragte(r) bei Partnerschaftsbeginn quadriert*100	-0.000 ^{***}	-0.000 [*]
Geburtskohorte		
1944 bis 1952	-0.278 ^{***}	-0.176 ^{**}
1953 bis 1962	-0.196 ^{***}	-0.073 ⁺
1963 bis 1972 (Ref.)	-	-
1973 bis 1981	-0.022	-0.249 ^{**}
Geburtsland		
Ostdeutschland	0.485 ^{***}	0.311 ^{***}
Beschäftigungsstatus		
Vollzeiterwerbstätigkeit (Ref.)	-	-
Teilzeiterwerbstätigkeit	0.127 [*]	0.195 [*]
Arbeitslosigkeit	0.199 [*]	-0.172
In Ausbildung	-0.109 [*]	-0.110 [*]
Warteschleife	0.326 ^{**}	-
Militär/Freiwilliger Dienst	-	-0.146 [*]
Sonstiges	0.317 ⁺	-0.023
Bildung		

Höchstens Hauptschulabschluss mit Ausbildung	-0.012	-0.089 ⁺
Mittlere Reife ohne/mit Ausbildung (Ref.)	-	-
Hochschulreife ohne/mit Ausbildung	-0.162 ^{**}	-0.203 ^{***}
Fach- und Hochschulabschluss	0.030	0.040
Familienstand		
Kohabitierend (Ref.)	-	-
Verheiratet	1.382 ^{***}	1.382 ^{***}
Number of subjects	4513	4136
Number of failures	3674	3145
Time at risk	295660	266390
Log likelihood	-6164.1	-5453.1

Anmerkungen: Ref.=Referenzkategorie; Signifikanzniveau: ⁺ p<0.1, ^{*} p<0.05, ^{**} p<0.01, ^{***} p<0.001.

Quelle: NEPS SC6 2013, eigene Berechnungen.

Tabelle 13: *Piecewise-Constant-Exponentialmodelle des Übergangs zum zweiten Kind von Partnerschaften ohne Merkmale des Partners*

	Partnerschaften mit weiblicher Befragungsperson <i>Modell A9</i>	Partnerschaften mit männlicher Befragungsperson <i>Modell A10</i>
Periode		
P1: 0 bis < 1 Jahr nach 1. Geburt	-3.832 ^{***}	-4.122 ^{***}
P2: 1 bis < 2 Jahre nach 1. Geburt	-2.673 ^{***}	-2.841 ^{***}
P3: 2 bis < 3 Jahre nach 1. Geburt	-2.474 ^{***}	-2.702 ^{***}
P4: 3 bis < 4 Jahre nach 1. Geburt	-2.785 ^{***}	-3.042 ^{***}
P5: 4 bis < 5 Jahre nach 1. Geburt	-3.072 ^{***}	-3.413 ^{***}
P6: 5 bis < 6 Jahre nach 1. Geburt	-3.296 ^{***}	-3.717 ^{***}
P7: 6 bis < 9 Jahre nach 1. Geburt	-3.931 ^{***}	-4.432 ^{***}
P8: ab 9 Jahre nach 1. Geburt	-5.994 ^{***}	-5.918 ^{***}
Alter		
Alter Befragte(r) bei 1. Geburt	-0.003 ^{***}	-0.000
Alter PartnerIn bei 1. Geburt	-0.002 ^{**}	-0.004 ^{***}
Geburtskohorte		
1944 bis 1952	-0.504 ^{***}	-0.417 ^{***}
1953 bis 1962	-0.205 ^{***}	-0.131 [*]
1963 bis 1972 (Ref.)	-	-
1973 bis 1981	-0.112	0.008
Geburtsland		
Ostdeutschland	-0.498 ^{***}	-0.441 ^{***}
Beschäftigungsstatus		

Vollzeiterwerbstätigkeit (Ref.)	-	-
Teilzeiterwerbstätigkeit	0.014	0.153
Arbeitslosigkeit	0.188 ⁺	-
In Ausbildung	-0.049	0.009
Warteschleife	0.434 ^{**}	-
Babypause	0.064	-
Militär/Freiwilliger Dienst	-	0.010
Sonstiges	0.142	-0.048
Bildung		
Höchstens Hauptschulabschluss mit Ausbildung	-0.163 ^{**}	-0.048
Mittlere Reife ohne/mit Ausbildung (Ref.)	-	-
Hochschulreife ohne/mit Ausbildung	0.129 [*]	0.105
Fach- und Hochschulabschluss	0.446 ^{***}	0.492 ^{***}
Familienstand		
Kohabitierend (Ref.)	-	-
Verheiratet	0.519 ^{***}	0.551 ^{***}
<hr/>		
Number of subjects	3326	2868
Number of failures	2414	2018
Time at risk	243798	224996
Log likelihood	-4241.6	-3668.2

Anmerkungen: Ref.=Referenzkategorie; Signifikanzniveau: ⁺ p<0.1, ^{*} p<0.05, ^{**} p<0.01, ^{***} p<0.001.

Quelle: NEPS SC6 2013, eigene Berechnungen.